

Zur Einführung in den vierten Band

I.

Die fürstliche und die gräfliche Linie des Hauses Hatzfeldt wollten Majoratsstreitigkeiten, die zwischen ihnen bestanden, aus der Welt schaffen. Da griffen sie zu einem Auskunftsmittel, dessen sich diese hohen Kreise in vergangenen Zeiten bei ähnlichen Anlässen nicht selten bedient hatten. Sofern zwei Angehörige beider Linien sich heirateten und in Gütergemeinschaft traten, war über den Ertrag und die Verwaltung der Herrschaften Trachenberg und Schönstein-Wildenburg eine Einigung zu erzielen. Als nun Graf Edmund von Hatzfeldt-Kinsweiler unter den Töchtern des Fürsten Franz Ludwig von Hatzfeldt, des ziemlich bekannten Diplomaten der alten Schule,¹⁾ Brautschau hielt, fiel seine Wahl, obgleich noch zwei ältere Prinzessinnen unverheiratet im väterlichen Hause lebten, auf die an Leib und Seele noch knospenhafte dritte Tochter des fürstlichen Paares. Sophie von Hatzfeldt stand am Vorabend ihres siebzehnten Geburtstages, als sie am 9. August 1822 unter den Traualtar trat. Sie ahnte schwerlich, daß sie mit diesem Schritt ihr Lebensglück jener geschäftlichen Transaktion zum Opfer brachte. Von der ersten Stunde an gestaltete sich das Schicksal der Neuvermählten trostlos: Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, Demütigung auf Demütigung; was keine Frau verzeiht, wurde ihr in rücksichtsloser und brutaler Weise immer aufs neue angetan. Das änderte sich auch nicht, als sie Mutter wurde und im Laufe der Jahre einem Sohn, einer Tochter und dann nochmal einem Sohn das Leben schenkte. Der Graf muß sich durch das bloße Vorhandensein dieser Frau beeinträchtigt gefühlt haben. Mißtrauen und Abneigung, die zu Haß entarteten, stiegen in ihm auf und bestimmten ihn, den künftigen Erben des stolzen Fideikommisses der Mutter frühzeitig zu entziehen. Dann wurde auch die Tochter, an der Sophies Seele besonders hing, ihr geraubt und in ein Kloster der Salesianerinnen nach Wien überführt, dessen strenges Regulativ herhielt, um der Mutter, mochte sie auch wie eine Löwin kämpfen, den mündlichen wie den schriftlichen Verkehr mit Melanie abzuschneiden.

¹⁾ Vgl. über ihn u. a. Hermann Oncken, Lassalle, 5. Aufl., Stuttgart 1923, S. 63.

Erfolgreich blieb sie allein in dem Bemühen, sich ihren jüngsten Sohn Paul nicht ebenfalls entfremden zu lassen.

Das Unrecht, das Sophie von Hatzfeldt widerfuhr, war zu offensichtlich, als daß nach dem frühzeitigen Tode der Eltern ihre beiden Brüder sich der Verpflichtung entziehen konnten, für die Schwester einzutreten. Aber diese, Fürst Hermann, Generallandschaftsdirektor der Provinz Schlesien, und Graf Max, der spätere Gesandte Preußens in Paris, verabscheuten jeden Eklat, und sie wurden um so lauer, je klarer sich erwies, daß alle Bemühungen, diese Ehe wieder einzurenken, Fehlschläge bleiben mußten. Sehr verläßlich war die Stütze, die die Schwester an ihnen fand, niemals gewesen. Sie sank endgültig dahin, als das Verlangen nach der Tochter und die Sorge um die Sicherung der eigenen Existenz und der ihres jüngsten Sohnes, die des Gatten Verschwendungssucht und Feindschaft ständig bedrohten, die „von Feld zu Feld erbarmungslos verscheuchte Gazelle“ einem solchen Grad der Verzweiflung zutrieben, daß sie sich selbst „auf den Jäger stürzte und sollte sie mit ihm im Abgrund zerschellen“.¹⁾ Müde der ewigen Versprechungen, die nicht gehalten wurden, der umständlichen Verträge, die stets gebrochen wurden, gereizt durch das Ausbleiben ihrer Unterhaltsgelder, besonders aber ermutigt durch neue Freunde, die sich ihrer annahmen, entschloß die Gräfin sich am Ende trotz des drohenden Abratens der Brüder, die ihre Hand gänzlich von ihr ziehen wollten, wenn sie es zum „Skandal“ kommen ließe, den Rechtsweg zu beschreiten.

In einem langen Brief an ihren älteren Bruder entwickelte sie am 22. Mai 1846 die Gründe, weshalb sie diesmal sich dem harten Gebot der Familienraison nicht fügen wollte, und schlug dabei Töne an, wie sie ihre Verwandten von der Unglücklichen bis dahin niemals vernommen hatten: „Ich will es Dir zugeben,“ schrieb sie, „ich habe bis jetzt immer meine Sache ungeschickt angefaßt; ich habe den prinzipiellen Fehler begangen, mein Gefühl sprechen zu lassen . . . Gefühl ist aber eine schlechte Waffe. Aus der Welt der Gefühle habe ich mich in die geltender Gesetze zurückgezogen. Ich habe den Sturm der Gefühle zur Ruhe gebracht, ich werde dafür mit kalter unwiderleglicher Logik verfahren.“ Auf die Frage, wie diese trotz alles Erlittenen bis dahin noch immer stark konventionell gebundene und der Geschäfte wenig kundige Frau dahin kam, plötzlich ihre ganze Kampfweise so grundsätzlich zu ändern, erteilt sie gleich selbst die Antwort: „Wie ich Dir aber schon mündlich gesagt, tue ich jetzt nichts, nicht das geringste mehr ohne fremden Rat und Beistand. Vielleicht merkst Du das auch an der Sicherheit meiner jetzigen Schritte. Mißtrauisch gemacht durch Euch gegen

¹⁾ Scheidungsklage von 1847. Als Manuskript gedruckt. S. 65. Der Verfasser war Lassalle.

meine eigene Einsicht, bediene ich mich der einiger gesetzkundiger Männer, die mit einer sicheren Logik eine ganz unbezweifelte Bildung verbinden. Dadurch habe ich aus meiner Denkungs- und Handlungsweise das Schwankende verbannt, das immer der Charakter einer Frau ist. Wenn früher Vorwürfe und Vorstellungen, Deine besonders, auch wenn sie noch so unbegründet waren, innerlich mich immer wankend machten, wenn ich es auch äußerlich verbarg, so macht jetzt alles, was nicht wahr ist, keinen Eindruck mehr auf mich, und was ich weiß, das weiß ich jetzt . . . Ich finde meine Lage faktisch wie sie de jure nicht sein sollte. Ich finde mich in meinen wesentlichsten Rechten als Mutter gekränkt . . . Ich will das Gesetz zur Herstellung des Rechtszustandes anrufen . . . Kann ich aber jene Bedingungen erfüllt sehen ohne Prozeß, so würde es mir selbst eine große Beruhigung sein, meiner Familie einen Rechtshandel zu ersparen, der ein Mitglied derselben so sehr kompromittieren muß. Auch meiner Kinder wegen wünsche ich es von ganzem Herzen. Bringt man mich aber zum Äußersten, so werde ich auch den Mut haben, es zu tun, aber als dazu gezwungen, habe ich keine Verantwortung . . . Die Pflicht gegen meine Kinder ist gerade das hauptsächlichste mich leitende Motiv. Außerdem aber hätten sie gar kein Recht, je mir daraus, wie Du annimmst, einen Vorwurf zu machen: ich bin Mutter, ich bin aber auch Mensch und folglich nicht ein Ding, das lediglich zu fremdem Vorteil und Nutzen verwendet wird. Christentum und Vernunft predigen gleich stark die Pflicht der Selbsterhaltung. Ich aber, die Verlassene, Ungeschützte, habe sie in noch höherem Grade als andere . . . Um jeden Preis darf auch der Frieden nicht erkaufte werden. Ich möchte Frieden haben, doch kann ich nicht des Friedens Opfer sein . . .“

Wir ahnen, wer der Gräfin bei diesem Brief, der nicht ihren Stil atmet, die Hand führte, wir wissen, wer „die gesetzkundigen Männer“ waren, deren „sicherer Logik“ die einsame Frau in ihrer Bedrängnis sich überantwortete. Ihre Lage erschwerte nichts so sehr, als daß es der Verschlagenheit ihres Gegners, die sich auf bestehende gesellschaftliche Vorurteile stützte, gelungen war, in den Kreisen des mit den Hatzfeldts versippten hohen Adels und in denen des Hofes bis herauf zu den Majestäten eine Stimmung zu erzeugen, die dieser Frau, die ihre Bestimmung nicht im schweigenden Erdulden sah, unfreundlich war. Lassalle hat der Freundin später wiederholt zu erklären gesucht, warum es kein Zufall gewesen ist, daß die Helfer, die sie jetzt fand, aus einer Schicht der Gesellschaft kamen, auf die jene erlauchten Kreise mit traditioneller Verachtung herabblickten. Es wäre überflüssig, hier des breiteren zu schildern, was Ferdinand Lassalle und die anfänglich seinem dämonischen Willen folgenden Freunde, der Assessor Alexander Oppenheim

Mayer, Lassalle-Nachlass, IV

II

und der Arzt Dr. Arnold Mendelssohn, von nun ab Kluges und Törichtes anstellten, um mit allen Mitteln, nicht ausschließlich mit ritterlichen, den Farben der Dame, zu denen sie voll Sturm und jugendlicher Hingabe sich bekannten, den Sieg zu erkämpfen im Turnier mit einer Welt, die sie ausschloß und der sie dennoch oder gerade darum ihren Willen aufzuzwingen trachteten. Wir übergehen an dieser Stelle den Kassettenprozeß wie die anderen wechselreichen Stadien, die die Sache der Gräfin von nun ab vor den Gerichten durchlief, bis endlich der eherner Wille Lassalles, der bald ihr alleiniger Bevollmächtigter wurde, ihr im Kampf gegen jene feudale Gedankenwelt und ihren Repräsentanten den Sieg erstritt. Darüber belehren die zahlreichen Biographien Lassalles, auf die hier verwiesen sei.

II.

Zwei Tage bevor Lassalle geboren wurde, hatte Gräfin Sophie von Hatzfeldt, damals noch nicht zwanzigjährig, ihren ältesten Sohn zur Welt gebracht; als Graf Keyserlingk ihr Anfang 1846 den einundzwanzigjährigen Studenten zuführte, war sie eine Dame von einundvierzig Jahren. Unendlich viel hat die Welt an den Motiven herumgedeutet, die den glänzend begabten und von einem Ehrgeiz großen Stils vorwärtsgetriebenen jungen Menschen bestimmt haben können, seine eigenen Ziele, die ihn bis dahin voll erfüllt hatten, beiseite zu stellen, um sich gleich einem irrenden Ritter, dem die Zeit wenig bedeutete, Hals über Kopf in diese Händel, die ihn nichts angingen, zu stürzen. Zwar hat er selbst zu wiederholten Malen klar und bestimmt ausgesprochen, weshalb er jenen schicksalsreichen Entschluß faßte, von dem er anfänglich nicht ahnte, daß er damit die besten Jahre seines Lebens hingab. Und es besteht bei ihm eigentlich kein Grund, seine Glaubwürdigkeit anzuzweifeln, denn er liebte leidenschaftlich, mit offenem Visier zu fechten, und seinem stark entwickelten Selbstgefühl ist Wahrhaftigkeit Bedürfnis gewesen. Es ist unnötig, hier alle Erklärungen auszubreiten, die Lassalle von seinem Verhältnis zur Gräfin Sophie gegeben hat;¹⁾ die wichtigsten findet man in Hermann Onckens Biographie berücksichtigt. Prüft man diese Bekenntnisse genau, auch die in seinen Briefen an die Gräfin enthaltenen, und berücksichtigt man alle Umstände, die

¹⁾ Man beachte besonders die im Text herangezogene Stelle aus seiner Verteidigungsrede im Kassettenprozeß (Ferdinand Lassalles Reden und Schriften, herausgeg. von Eduard Bernstein, Berlin 1893, Bd. III, S. 339), den berühmten Manuskriptbrief an Sophie Sontzoff vom Jahre 1860 (Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalles, Leipzig 1878, S. 47 ff.) und den Brief an Victor Aimé Huber vom 28. Juni 1863. (Vgl. Gustav Mayer, Lassalleana in Grünbergs Archiv, Bd. I, S. 191.)

damals mitsprechen konnten, aufs sorgfältigste, man wird als Ergebnis festhalten müssen, daß Lassalle die Wahrheit sprach, als er 1848 vor den Geschworenen auf die Aufopferungsfähigkeit, Uneigennützigkeit und Begeisterung der Jugend pochte und daß er im Recht war, wenn er später in seinem berühmten Werbebrief an Sophie Sontzoff sich auf Robespierres Wort berief, daß soziale Unterdrückung bereits dort herrsche, wo auch nur ein einziges Individuum unterdrückt werde. Lassalle verdient vollsten Glauben, wo er zu verschiedenen Menschen in verschiedenen Zeiten seines Lebens wiederholte, er sei, als er sich dieser bedrängten Frau annahm, zugleich einem revolutionären wie einem im ethischen Sinne religiösen Gebote gefolgt.

Seiner instinktiven wie seiner reflektierten Existenz nach war dieser Mensch ein Revolutionär. Und der Revolutionär in ihm ist es gewesen, der, wo immer er den Weg anderer kreuzte, nicht mitansehen konnte, daß der Schwache unterdrückt wurde. Schon auf der Handelsschule in Leipzig hatte er nicht ertragen wollen, daß der Frau seines Pensionsvaters von diesem, wie er es auffaßte, dauerndes Unrecht widerfuhr. In dem Tagebuch, das er damals führte, findet sich eine Stelle, die bisher nicht abgedruckt wurde, obgleich sie psychologisch aufschlußreich ist. Es widere ihn an, schrieb er, wie ein Gatte alle Mittel gemeiner plumper List gegen seine Gattin anwende, die schwach genug sei, in die Falle zu gehen, wie er nachher mit raffiniertester Schlechtheit ihr eben daraus ein Verbrechen mache, wie er ihre ganze Mitgift vergeude und auch noch den Rest des Vermögens verschwende, der künftig die Kinder vor dem Bettelstabe schützen sollte. Ihn ärgerte nicht bloß „die Schlechtigkeit und die ausgesuchte Heuchelei“ des Mannes, sondern ebenso sehr die „Schwäche und übermäßig große Leichtgläubigkeit“ der Frau. Das machte auf den Fünfzehnjährigen einen so starken Eindruck, daß er eine wochenlange Krankheit, in die er verfiel, wesentlich auf diese Quelle zurückführte: „Ich war von solchem Ekel erfüllt, daß ich nicht wußte, wie mir helfen.“ Dieser Ton also, der 1841 zum ersten Male bei ihm anklingt, erhob sich 1846 so brausend, daß er sich nicht mehr dämpfen läßt. Damals hatte Lassalle bereits in Briefen an seine vertrauten Freunde der bestehenden Gesellschaft ein Kriegsmanifest¹⁾ ins Gesicht geschleudert. Schon war er Revolutionär, schon war er sogar Kommunist. Er kannte sich gut. Er war sich bewußt, daß er mit der bestehenden Ordnung, die er haßte und verabscheute, in Konflikt geraten werde. Nur wann und wodurch es geschehen würde, blieb noch dem Zufall überlassen. „Wäre sie nicht gewesen,“ gestand er 1860 an Lina Duncker, der Liebenden, die auf den Platz, den die Gräfin in seinem Herzen ein-

¹⁾ Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften, Bd. I, S. 213 ff.

nahm, eifersüchtig war, „hätte ich mir einen anderen Anlaß gesucht, meine Gegensätzlichkeit gegen die heutige Welt an den Tag zu legen . . . Das Gemüt ist das Schicksal des Menschen. Wie wäre ich denn sonst dazu gekommen, da sie mir doch fremd war, ihre Sache zu der meinigen zu machen?“

So hätte Lassalle also die Frau, der er Rettung brachte, und die, als er sie kennen lernte, noch immer eine imposante Schönheit war, nicht in dem Sinne geliebt, wie die meisten Zeitgenossen es annahmen? Der Herausschälung der Motive, die zwei ungewöhnliche Menschen zusammenführten und zusammenhielten, würde es wenig förderlich sein, wollte man die Frage in so spitzer Form stellen und beantworten. Gegen Anfang ihrer Bekanntschaft, in der Höhezeit der Revolution, hat es in der Tat eine Epoche gegeben, wo Lassalle für seine Schutzbefohlene leidenschaftlicher entflammt war. Authentisch ließ sich dies bisheran nicht beweisen. Jetzt aber erhalten wir durch den Brief, den er am 9. September 1860 der Freundin schreibt (Nr. 132), dies Geständnis. Denn hier bekennt er, daß er eigentlich doch nur sie geliebt habe, das sei damals gewesen, als er in Köln im Gefängnis saß. Wer wollte darüber aussagen, ob der Heißblütige Erhörung bei der reifen Frau gefunden, ob er sie auch nur gefordert hat? Er selbst hat solches stets bestritten, und die psychologische Wahrscheinlichkeit spricht auch hier dafür, daß er die Wahrheit sagt. Weil aber die öffentliche Meinung und in ihrem Gefolge die preußische Königin nebst ihrer Umgebung anders urteilten, wollte die Polizei im Frühling 1857 Lassalle und der Gräfin nicht gleichzeitig den Aufenthalt in Berlin gestatten. Da empörte es Lassalle, daß die Behörde, ohne „auch nur einen Strohalm von Beweis“ erbringen zu können, behaupten wollte, „was niemals mit allem Aufgebot von Mitteln in zehnjährigen Prozessen erwiesen werden konnte“. Und feierlich und freiwillig erklärte er: „Ich muß lebhaft dagegen protestieren, daß überhaupt zwischen der Frau Gräfin und mir jemals ein solches Verhältnis bestanden habe, wie es bei jener Interpretation des öffentlichen Interesses notwendig verstanden werden müßte.“ Er sehe zwar ein und gebe zu, daß er unmöglich im allgemeinen die Menschen zu höheren Anschauungen erheben könne als die, deren sie eben fähig seien. Aber er gebe jedenfalls sein Ehrenwort darauf — und das bedeute etwas — daß zwischen ihm und der Frau Gräfin keine andere Beziehungen bestünden, als die einer in gegenseitiger Achtung begründeten und durch zehn Unglücksjahre festgehämmerten Freundschaft.

Ein langer Brief,¹⁾ in dem Lassalle der Freundin erläutert, wie der Gedanke von der Gleichberechtigung der Frau in der Liebe sich in der

¹⁾ Siehe unten Nr. 6.

modernen Geschichte Bahn brach, weist dieser selbst einen ehrenvollen Platz in diesem Emanzipationsprozeß zu. Es war ja sehr begreiflich, daß die durch so viele Jahre verlassene und mißhandelte junge Frau, wie die Prozeßakten zeigen, einige Male in nähere Beziehungen zu Männern ihres Standes trat. Von einem weiß man, daß er sie zu heiraten gedachte. Das war ein Graf von Bassenheim; aber umsonst wandte die Unglückliche sich damals an den preußischen König, um mit seiner Hilfe die päpstliche Dispensation zu erwirken, deren sie als Angehörige ihres streng katholischen Hauses zu einer Scheidung und neuen Eheschließung bedurft hätte. Als in den aufregenden Wochen, die der Verhaftung der Zentralbehörde des Kommunistenbundes folgten, die Polizei auch in dem Hause, das die Gräfin und Lassalle in Düsseldorf bewohnten, Nachforschungen anstellte, nahm man bei ihr, wie die Akten berichten, eine Leibesvisitation vor. Dabei versuchte Sophie von Hatzfeldt, die die Geistesgegenwart nicht verließ, noch schnell „amoureuse Briefe“, die sie bei sich trug, zu vernichten. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, daß ihr diese ihr Generalbevollmächtigter, mit dem sie unter einem Dache wohnte, geschrieben hatte. Besonders widerspräche dem auch der Geist eines Testaments, das die Gräfin schon im folgenden Jahre verfaßte. Es legt erschütterndes Zeugnis ab von den seelischen Qualen, die diese starke Natur als Frau und Mutter auszustehen gehabt hatte. Haß und Verwünschung strömt sie hier aus gegen alle, die an ihr gesündigt, selbst gegen den älteren Sohn und die Tochter, die man ihr gewaltsam entfremdet hatte, und die nun unkindlich an ihr handelten. Worte der Liebe findet sie allein für zwei Menschen: „Noch einmal segne ich,“ heißt es da, „mit der wärmsten mütterlichen Liebe meinen Sohn Paul, ebenso den Herrn Ferdinand Lassalle, der wie der beste Sohn an mir gehandelt hat und den ich wie meinen Sohn betrachte.“

Wenn es nun aber auch sicherlich ideale Motive waren, die Lassalle entschieden, sich in diesen Kampf für eine ihm fremde Sache zu stürzen, so braucht darum noch nicht geleugnet zu werden, daß sich hier wie fast überall in seinem Leben, in die hohen und reinen Motive, die den Ausschlag gaben, auch erdenhafte Impulse mischten. Oncken weist darauf hin, daß es dem Sohn des jüdischen Seidenhändlers östlicher Herkunft geschmeichelt haben wird, als Retter und Freund neben eine so hochgeborene Dame zu treten. Doch auch dieser Biograph bestreitet, daß Eitelkeit oder gar das, was die Welt in der Bequemlichkeit ihres Denkens vermutete, dem jungen Menschen den entscheidenden Antrieb gaben. Wer je auf diese Flamme voll lichten Feuers und dunklen Rauches, die Lassalle hieß, aufmerksam geachtet hat, wird ihm das Recht zugestehen, daß er sich jene Intervention für die Gräfin als „eine Insurrektion“ deutete, als „eine Insurrektion auf eigene Faust in einem Falle,

welcher als der reinste Mikrokosmos unsere ganze soziale Misere in sich enthält“. Es war doch richtige Selbstkenntnis, wenn er sich zu dem christlich-konservativen Sozialpolitiker Victor Aimé Huber, der ihn wie so viele andere darin falsch beurteilt hatte, rühmte: „Mein ganzer Mensch liegt in jener Handlung,“ und wir begreifen ihn, wenn er jenem diese Intervention für die Gräfin als das Faktum seines Lebens bezeichnete, auf das allein er stolz sei!

III.

Wo immer sich um die Seelen eines Mannes und einer Frau seltene Fäden spannen, für die der Sprachgebrauch des Alltags kein fertiges Wort vorfindet, ist der große Haufe geneigt, Deutungen zu geben, die dem starken Vereinfachungsbedürfnis entsprechen, das seinen leicht befriedigten Intellekt erfüllt. Für die Beziehungen, auf denen hier unser Blick ruht, sind so bequeme Betrachtungsweisen abzulehnen. Mag man auch auf dem Grunde einer jeden engen Verbindung zwischen Personen verschiedenen Geschlechts erotische Bestandteile aufspüren, des Historikers Auge findet das Wesentliche, das Sophie von Hatzfeldt und Lassalle zusammenführte und verbunden hielt, in anderen Bezirken. Wie stand es in Wahrheit um diese beiden Menschen, die aus so verschiedenen Welten kamen und die ursprünglich so verschieden geartet waren? Die Geschäfte der Gräfin lieferten anfänglich die Unterlage für ihre gemeinsame Lebensführung, die dem Edelmann wie dem nüchternen Spießbürger damals gleich abenteuerlich erschien. In der Folge erwiesen sich jedoch diese Prozesse und was unmittelbar mit ihnen zusammenhing nur als das Substrat der Lebensgemeinschaft, die sich in den hier vorliegenden Briefen vor uns auftut. Nicht sie bilden im tieferen Sinne den Kern dieses Bündnisses, nicht sie hätten ihm über den Tod hinaus Glanz und Größe verliehen.

Diese zwei Menschen müssen, als sie einander begegneten, bald gefühlt haben, daß sie sich Wesenhaftes zu geben hatten. Unvermittelt war einst das kaum entwickelte Mädchen aus der sie sorgsam hegenden Häuslichkeit der fürstlichen Eltern hinausgeschleudert worden in alle die Stürme, Demütigungen, Versuchungen, denen ihre unglückliche Ehe sie aussetzte. Der verwöhnten Prinzessin war nicht an der Wiege gesungen worden, daß Vermögensstreitigkeiten einen großen Teil ihres künftigen Lebens ausfüllen würden. Weder der Code Napoléon, der in dem einen Teil des großen Fideikommisses galt, das jene Heirat zusammengeschweißt hatte, noch das gemeine Recht, das in dem anderen Teile maßgebend war, hatte bei ihrer Erziehung eine Rolle gespielt. Und erst recht war ihr in der durchaus reaktionären Luft des heimatlichen

Schlusses über die sozialen und politischen Zeittendenzen, mit denen ihr eigenes Schicksal sie hernach so mannigfach verflocht, keine ausreichende Belehrung zuteil geworden. Wie hätte auch ein Vater, der bereits die Größen unserer nationalen Erhebung als „Jakobiner“ verabscheute, der Tochter die Notwendigkeit des Emporstrebens des Bürgertums oder gar der Arbeiterklasse sinngemäß deuten können? So irrte die von ihrem Gatten mal vertriebene, mal wieder gefangen gehaltene junge Gräfin, bald vor ihm fliehend, bald seine Versöhnung suchend, undiszipliniert im Denken wie im Handeln und schlecht beraten, allein ihrem natürlichen Gefühl überlassen, dabei voll warmen Lebens und edler Instinkte, durch Land und Leben, bis in einer Stunde höchster Not der Retter ihr begegnete. Dieser aber war ein junger Mensch, der dem Alter nach ihr Sohn hätte sein können. Er kam aus den der Praxis fernen Bezirken der Philosophie, er war ein Jude, er war ein Revolutionär. Doch er erbot sich in der fortreißenden Sprache eines Idealismus, wie er bis dahin noch nie an ihr Ohr geklungen hatte, ihre Angelegenheit in seine „junge aber starke Hand“ zu nehmen, er schwor der Bedrängten, die so selbstlose Hingabe beim anderen Geschlecht bis dahin nicht für möglich gehalten hätte, „für sie zu kämpfen bis zum Tode“.¹⁾ Und sie glaubte diesem Versprechen, sie überließ sich der ungewöhnlichen Kraft des ungewöhnlichen Menschen, den eine höhere Macht ihr entgegenzusenden schien. Nun spürte Graf Edmund bald, daß auf der Gegenseite eine Intelligenz, eine Entschiedenheit, eine Verschlagenheit plötzlich alle Schritte leitete, wie er sie bisher dort nicht wahrgenommen hatte. Man lebte eben der Revolution von 1848 entgegen. Die politische Atmosphäre war schwül von Kämpfen mannigfachster Art, sie war den Verfolgten und Schwachen günstig. Im Rheinland hatte schon die französische Okkupation den feudalen Ansprüchen Abtrag getan. Nun aber zeigte sich bei den Richtern, wie erst recht bei den Geschworenen, die verstärkte Neigung, dem Adel mit bürgerlichem Selbstgefühl gegenüberzutreten. Auch der reiche, doch übel beleumdete Standesherr spürte dies bei seinen Rechtshändeln. In Lassalle und seiner Schutzbefohlenen wuchs frohe Hoffnung, die sich noch vermehrte, als die Revolution zum Ausbruch kam. Aber die alten Mächte gelangten wiederum nach oben, und nun wurde es der Sache der Gräfin beinahe zum Verhängnis, daß der, dem sie sich ausgeliefert hatte, ein roter Republikaner war, den die rheinischen Richter überdies haßten, weil sie seiner Hartnäckigkeit, seinem Scharfsinn und seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit selten gewachsen waren. Doch so sehr es Sophie von Hatzfeldt bekümmerte, daß ihr fortan ein Prozeß nach dem anderen verloren ging, daß die Aussicht auf einen guten Ausgang des Kampfes, den ihre ermüdende Seele herbeiwünschte, sich zu-

¹⁾ Lassalle an Sophie Sontzoff, a. a. O., S. 51.

nächst als trügerisch erwiesen hatte, so dachte sie doch keine Stunde daran, Lassalle dafür verantwortlich zu machen. Und auch als materielle Not ihr drohte, wurde sie nicht irre an dem, der in all diesem Wechsel von Hoffnung und Sorge, von Sieg und Not, ein Bestandteil ihres Selbst geworden war, an dem ersten und eigentlichen Lebensgefährten, den sie gefunden hatte.

Wir fragten, was diese beiden Menschen, die aus so verschiedenen Sphären kamen, einander bieten konnten, was sie einander gegeben haben. Wer Lassalles Jugendtagebuch gelesen hat, erinnert sich, wie unausgeglichen der Ton war, der in seinem elterlichen Hause in Breslau umging, wie dort die Charaktere ohne jede Selbstbeherrschung nebeneinander herlebten und wie trotz aller betulichen Zärtlichkeit, die reichlich vorhanden war, ein Gewitter ständig das andere ablöste. Er erinnert sich, wie sehr die stickige Luft des Ghettos dort noch die Räume füllte, und wie das Bedürfnis, die äußere Lebensführung bewußter zu formen, im Auftreten und Gebaren Würde und Gemessenheit zur Darstellung zu bringen, noch kaum erwacht war. Bis er in die Berliner Burschenschaft eintrat, mochte Lassalle sich notdürftig das bescheidene Niveau von gesellschaftlicher Kultur angeeignet haben, auf dem das schlesische mittlere Bürgertum damals stand. Nun lockte es aber den gelehrigen und für alle ihn fördernden Eindrücke so empfänglichen Studenten in höhere soziale Sphären. Als er nach Berlin übersiedelte, wurde es ihm nicht schwer, in den dem deutschen Geiste voll erschlossenen, auf älterem Wohlstand fußenden vornehmen jüdischen Familien, bei denen er hier Eingang suchte, sein Auftreten mit dem seiner neuen Umgebung in leidlichen Einklang zu setzen. Aber wenn selbst noch der Frankfurter Patriziersohn der adligen Freundin am Weimarer Hofe eine Durchbildung seiner Lebensführung dankte, die er als eine segensreiche empfand, so läßt sich erst recht annehmen, daß dieser junge Breslauer Jude, dessen Vater noch in einer oberschlesischen Talmudschule aufgewachsen war, die formale Kultur, die ihm bei der Gräfin begegnete, gern und mit Erfolg auf sich wirken ließ. Erst im täglichen Verkehr und im ständigen Gedankenaustausch mit Sophie von Hatzfeldt lernte Lassalle, soweit es seinen labilen Nerven möglich war, jenes Maß von Selbstbeherrschung, von Takt und Zurückhaltung sich aneignen, das ihn im damaligen Deutschland zu einem sicheren Auftreten unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen befähigte und so erst in den Stand setzte, seine reichen Gaben in würdiger und wirksamer Gestalt zur Darstellung zu bringen. Zu heftigen Szenen, bei denen er sich vergessen konnte, kam es oftmals freilich auch zwischen ihm und der Freundin. Ihr Briefwechsel weist manche Spuren davon auf. Aber am Ende war es wohl auch weder Lassalles Begabung noch Beruf, ein vollendeter Cortegiano zu werden.

II

Für den künftigen Volkstribunen erhielt es Bedeutung, daß die kluge Tochter des Fürsten von Hatzfeldt ihn wirklich vertraut machte mit der Art zu denken und zu fühlen, die jenen Schichten eignete, die damals und noch lange nachher den preußischen Staat regierten und die zu stürzen den Inhalt seiner revolutionären Träume ausmachte. Erst die Freundin, die dieser Welt entstammte, konnte ihm greifbar anschaulich machen, welche Stärke ererbte politische Erfahrung und überlegene Methode ihr verliehen; doch auch wie wenig sie geistig empfänglich, wie sehr sie sittlich verkümmert war, konnte niemand so gut wie diese Frau, die es an ihrem eigenen Schicksal erfahren hatte, ihm veranschaulichen.

Aber schwerer wog vielleicht trotzdem noch, was Lassalle der Freundin vermitteln konnte. Erst er gab ihr das rechte Bewußtsein davon, in wie hohem Maße sie als ein Opfer verknöcherter Lebensanschauungen dastand, über die eine freiere Welt schon unbedenklich hinweggeschritten war. Einen wie überwältigenden Eindruck mußte es auf sie machen, wenn er mit glühender Beredsamkeit ihr den Glauben einhämmerte, daß das Schicksal, an dem sie so schwer trug, nicht ein zufälliges, nicht ein rein privates sei, das für die Allgemeinheit keine Bedeutung hätte, sondern daß auch sie, die sich so verlassen und vereinsamt vorkam, in eine gewaltige siegessichere Schlachtordnung hineingehöre, und wenn er ihr erzählte von der weltgeschichtlichen Erhebung, die sich vorbereite gegen jenes Bestehende, an dessen Härte ihre Seele sich wunddrückte, von dessen Grausamkeit sie Narben trug, die nie mehr verharschen konnten. Lernte der impulsive Jüngling in Dingen der Lebensführung manches von der vornehmen und reifen Frau, so wurde sie dafür in allem, was des Geistes war, seine Schülerin. Erst er erschloß ihren Augen die Welt der unsichtbaren Werte, er erst flößte ihr Ehrfurcht ein vor der Macht der Idee und schuf der Heimatlosen damit eine Heimstätte, die niemand ihr rauben konnte. Erklärte sie auf über die weltgeschichtliche Epoche, in die ihr Leben fiel, über die Gewalten, die an der Herrschaft der feudalen Kreise rüttelten, aber auch über das erst aus weiter Ferne grollende soziale Erdbeben, das die eben siegreich aufsteigende bürgerliche Welt einst in Frage stellen werde. Es war vielleicht klug von Lassalle, aber es entsprach auch seiner Überzeugung, wenn er, um die Siegeszuversicht seines Schützlings zu heben, ihn unablässig darauf hinwies, daß die Realisierung der geschichtlichen Vernunft, die er ihm predigte, auch seines individuellen Schicksals bedürfe, wie sein Mikrokosmos in jenen Makrokosmos mit Notwendigkeit hineingehöre. So kann es, als die Revolution zum Ausbruch kam, Lassalle keine große Mühe mehr gekostet haben, um die Gräfin zu einer feurigen Parteigängerin der roten Republik zu machen.

IV.

Im August 1848 wurde Lassalle bekanntlich von der moralischen Mitschuld an jenem Kassettendiebstahl, den seine Freunde Mendelssohn und Oppenheim begangen hatten, freigesprochen. Damals ergab sich das Bedürfnis, daß der Generalbevollmächtigte, Kassierer und Sekretär der Gräfin mit ihr — sie hatte sich inzwischen in Düsseldorf niedergelassen — das gleiche Haus bewohnte. Zahlte auch der Graf seiner Gattin seit kurzem wieder eine Rente, so reichte deren Betrag doch nicht entfernt hin, um die gewaltigen Kosten, die die Prozesse verschlangen, zu bestreiten und daneben noch den Lebensansprüchen der Gräfin und der Erziehung ihres Sohnes Paul gerecht zu werden. Es war dazu gekommen, daß sie in reichlichem Maße Schulden aufgenommen hatte; bei der Auswahl der Gläubiger aber war man nicht immer vorsichtig zu Werke gegangen. Diese liefen jetzt der alleinstehenden Frau das Haus ein, und um sie zu beschwichtigen, wünschte sie Lassalles ständige Anwesenheit. Das hielten auch ihre Rechtsbeistände für zweckmäßig, denn der Graf hatte jetzt in Düsseldorf ein regelrechtes Bureau eingerichtet, von dem aus die abgefeimtesten Intrigen gegen sie eingefädelt wurden. Der verkrachte Möbelhändler Karl August von Stockum, der diese Umtriebe leitete, schickte ihr unter unscheinbaren Vorwänden häufig Personen ins Haus, weil er die Aussagen, die sie etwa gesprächsweise diesen gegenüber tun würde, nachher vor Gericht gegen sie auszubenten gedachte. Fortan war Lassalle als Warner, Beschützer und Berater jederzeit in ihrer Nähe, und sie fühlte sich geborgener „sub Teucro duce et auspice Teucro“. Dabei ergab es sich von selbst, daß ihr ständiger Gedankenaustausch, mochten darin auch die Erfordernisse des Tages überwiegen, sich immer mehr über alle Gebiete erstreckte, in die das Interesse eines jeden von ihnen hineinreichte. Sieht man von Unterbrechungen ab, die durch Gefängnishaft oder Reisen verursacht wurden, so währte dies intime häusliche Zusammenleben der beiden volle acht Jahre. Wenn also für die Zeit vom Sommer 1848 bis zum Sommer 1856 ihr Briefwechsel spärlich erscheint, so vergegenwärtige man sich, daß bei einer so vollkommenen Hausgemeinschaft für schriftlichen Gedankenaustausch der Raum nicht blieb.

Auf welche Weise das persönliche Schicksal des Freundespaars von den Ereignissen des Revolutionsjahres berührt wurde, kann hier nicht geschildert werden. Ihre privaten Kämpfe und ihr politisches Auftreten lösten Verfolgungen aus; aber je tiefer ihre Händelsie verstrickten, um so inniger knüpfte sich das Band, das ihre Schicksale zusammenhielt. Die Volksbewegung am Rhein brach zusammen, die alten Mächte siegten und heischten Rache, die Polizei kam dem Kommunisten-

bund auf die Spur, sie hob dessen Nest in Köln aus, und es war fast ein Wunder, daß sie nicht auch Lassalle an den Kragen konnte. Seine nächsten politischen Freunde, soweit sie noch im Lande weilten, gerieten in Bedrängnis. So manchem von ihnen wurde das Haus der Gräfin die erste Zufluchtsstätte; hier erwartete er die passende Stunde, bis er sich in Sicherheit bringen konnte.¹⁾ Dann erlosch am Rhein der letzte revolutionäre Funke. Doch so große Gefahr auch damit verbunden war, die Wohnung Lassalles und der Gräfin blieb durch alle die drückenden Jahre, die nun folgten, der Treff- und Sammelpunkt der wenigen kommunistisch gesinnten Arbeiter, die trotz des Wütens der Reaktion in der Heimat geblieben waren. Aber auch die Polizei behielt das Haus in der Verlängerten Kasernenstraße scharf im Auge: sie kargte hier nicht mit ihren Besuchen, und weil man arg auf der Hut sein mußte, wurde mancher Brief verbrannt, der in dem sonst so vollständigen Nachlaß heute vermißt wird. Die Berichte aus Köln und Düsseldorf, die an den Minister des Innern abgingen, verraten, ein wie lebhaftes Interesse die Behörden an Lassalles Treiben nahmen, welche Mühe sie sich gaben, seine Korrespondenz zu überwachen, und wie sie es sogar nicht verschmähten, gelegentlich in seinem eigenen Hause Spitzel zu unterhalten. Den gleichen Wert wie auf die Überwachung Lassalles, der ihnen als der Mittelpunkt der rheinischen Umsturzpartei galt, legten sie auf die Gräfin Hatzfeldt nicht. Aber als etwas verdächtig galt auch sie, besonders weil man fürchtete, sie könnte „einen Teil ihres Einkommens zur Korruption der arbeitenden Klasse verwenden“. Im Mai 1852 wurde nach Berlin über ein „lukullisches Gelage“ berichtet, das sie für eine Anzahl von Proletariern veranstaltet und bei dem sie zum Schluß erklärt haben sollte, so könnten jene es alle Tage haben, wenn nur die Güter der Erde gleichmäßig verteilt wären.

Während dieser ganzen Zeit führte Lassalle für die Gräfin Dutzende von Prozessen gegen ihren Gatten, deren Mehrzahl verloren ging. Dennoch erreichte seine Hartnäckigkeit im August 1854 ihr Ziel, soweit es sich noch erreichen ließ. Die Tochter, die der Mutter gänzlich entfremdet war, konnte nicht vor dem Richter zurückerobert werden. Aber ein für die Gräfin durchaus ehrenhafter Vergleich wurde abgeschlossen; die materielle Basis ihrer Existenz war ihr fortan gesichert. Die ministeriellen Spitzel aber, die die Psychologie der von ihnen zu Überwachenden nur nach ihrer eigenen kläglichen Mentalität beurteilen konnten, stellten ihrer vorgesetzten Behörde in Berlin flugs in Aussicht, daß sich bei Sophie von Hatzfeldt und bei Lassalle nun, wo sie zu Vermögen gelangt wären, die Begriffe von Eigentum wesentlich ändern würden; und sie

¹⁾ Vgl. hierzu die Einführung zu Bd. II, S. 8 ff.

bezeichneten es einige Monate später als eine „kaum zu erklärende Tatsache“, daß jene mit Leuten aus dem Arbeiterstande nach wie vor einen auffallenden Verkehr unterhielten.¹⁾ —

V.

In den langen Jahren, in denen sie um das ihr zukommende Gut prozessierte, hatte die Gräfin die Erfahrung machen müssen, daß pekuniäre Bedrängnis, an die sie von Hause aus so wenig gewöhnt war, auf ihre Seele drückte. Ein jeder hielt die Fürstentochter für reich. Die Folge war, daß immer aufs neue Leute sich freundschaftlich an sie herandrängten und gütig aufgenommen wurden, von denen sich hernach herausstellte, daß sie sie nur ausnutzen wollten. Als derartige Enttäuschungen sich wiederholten, verbitterten sie Sophies Seele und bildeten bei ihr am Ende eine Gemütsverfassung heraus, die Lassalle ihr öfters als Geiz auslegte, während sie wiederum ihn übertriebener Generosität zieh. Ganz besonders üble Erfahrungen machten die Freunde mit dem Lehrer Anton Gladbach, der in der preußischen konstituierenden Nationalversammlung Mülheim an der Ruhr vertrat und dort auf der äußersten Linken saß. Vor 1848 hatten die Gräfin und Lassalle diesen Menschen zeitweise als Sekretär beschäftigt und so war er mit ihnen und ihren Verhältnissen ziemlich vertraut geworden. Nach der Revolution geriet er auf Abwege und erhob nun fortwährend pekuniäre Ansprüche, die nicht immer in dem Umfang, wie er wünschte, befriedigt wurden. Die Folge war, daß Gladbach sich der Polizei verkaufte und den freien Zutritt, den er bei Lassalle genoß, und das relative Vertrauen, das dieser ihm noch immer entgegenbrachte, dazu benutzte, um sich durch seine Angeberei das Geld zu verschaffen, das er sich trotz seiner Aufdringlichkeit nicht erbetteln konnte. Briefe Lassalles und der Gräfin, die über sein Benehmen klagen, beherbergt der Nachlaß. Man ersieht aus ihnen, wie die Gräfin ihn durchschaute und abhalftern wollte, während der vertrauensseligere Lassalle noch für ihn plädierte und dem Gerücht, daß er ein Spion sei, den Glauben verweigerte. —

Während die Freunde so, völlig aufeinander angewiesen, abseits vom Treiben der großen Welt in der Kunststadt am Rhein ihr stilles Leben führten, war jeder von ihnen ganz in den Gedanken des anderen heimisch geworden. Daß zwischen ihren Charakteren, ihrer Art zu fühlen und ihren geistigen Anlagen Übereinstimmung herrschte, will Lassalle, schon als er die Gräfin kennen lernte, wahrgenommen haben. Diese Überein-

¹⁾ Düsseldorf Wochenbericht vom 7. Februar 1855 in den Personalakten Lassalles auf dem Geheimen Staatsarchiv. Auch andere Einzelheiten, die im Vorstehenden benutzt wurden, entstammen dieser Quelle.

stimmung der Anlagen, soweit sie vorhanden war, festigte, erweiterte, vertiefte in der Folge die Übereinstimmung der äußeren Schicksale, der Erlebnisse, der Kämpfe. „Sie steht vor mir wie meine eigene Geschichte, meine eigene Entwicklung, mein eigener Charakter,“ so bekannte Lassalle 1860 Lina Duncker,¹⁾ „Sie ist mein eigenes noch einmal verkörpertes Ich. Sie ist identisch mit allen Gefahren und allen Triumphen, allen Ängsten und allen schweißtriefenden Arbeiten, allen Leiden, Anstrengungen und Siegesgenüssen, kurz mit allen Emotionen, die meine Seele je durchgemacht hat. Sie ist so identisch mit meiner Seele selbst. Was ist Seele? Das in eine Einheit zusammengefaßte Ganze, der Brennpunkt der gesamten Masse von Eindrücken, die man je erfahren. Nun siehst Du, das ist sie also mir.“ In den Jahren zwischen zwanzig und dreißig, die er dem Schicksal der Gräfin zum Opfer brachte, war diese die unerlässlichste Bedingung seines Glücks geworden. „Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein,“ nannte er sie, „das Denkmal und die Geschichte meiner Jugend, ihre lebendige Vergewärtigung“. Lina Duncker fühlte sich beengt durch den großen Platz, den Sophie von Hatzfeldt in seinem Herzen einnahm.²⁾ Aber Lassalle versicherte ihr, jene sei sein Freund, nicht seine Freundin. Die Jüngere brauche so wenig auf sie eifersüchtig zu sein, wie „die Geliebte des Orestes auf seinen Pylades wäre“. Sein Verhältnis zur Gräfin habe von dem eines Sohnes zur Mutter und eines Bruders zur Schwester und eines Freundes zum Freunde und eines Vaters zur Tochter — es habe von allediesem etwas, doch es habe nichts von dem eines Liebenden zur Geliebten. Lina Duncker eignete eine besondere Anmut der Seele, aber das zu tiefst Tragische war ihr verschlossen. So mag es ihr seltsam und fremd geklungen haben, als Lassalle ihr auseinandersetze, weshalb die Frau, die für ihn Leidenschaft empfinde, stets einen unvorteilhaften Tausch machen werde. Er fordere gänzlich Hingabe, seine Liebe verzehre, aber ihm sei nur möglich, „eine Stelle seines Wesens abzutreten“. Er erklärte dies aus der allgemeinen und normalen Grundverschiedenheit in der Liebe des Mannes und des Weibes. Weil er so sehr Mann sei, wäre es bei ihm besonders potenziert. Aber er gab auch zu, daß es „eine Folge aller seiner Lebensschicksale“³⁾ sei. Hier öffnet sich uns zum erstenmal bei Lassalle ein Blick in tragische Verknüpfungen, die in seinem Schicksal lagen und die bis heran nicht genügende Beachtung fanden. Doch noch ist es nicht an der Zeit, bei ihnen zu verweilen.

¹⁾ Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, herausgegeben von Eduard Bernstein, Berlin 1905, S. 161.

²⁾ Vgl. Bd. II, Einführung S. 22 f. sowie S. 223 und 227. Vgl. auch unten S. 263.

³⁾ Intime Briefe, S. 165.

VI.

Von der Mitte der fünfziger Jahre an liegt der Briefwechsel Lassalles mit Sophie von Hatzfeldt als eine psychologische Kette vor, in der kein wesentliches Glied fehlt. Die besorgte Liebe, die unbefangene vertrauensvolle Kameradschaftlichkeit, die zwischen ihnen herrschte, machte längst nicht mehr halt vor den Beziehungen des jungen Mannes zum weiblichen Geschlecht. Man wußte bisher nichts über ein intimes Verhältnis, das Lassalle in den letzten Jahren seines Düsseldorfer Aufenthalts zu Agnes Denis-Street unterhielt, der Adressatin von Franz Liszts Briefen an eine Freundin, die La Mara herausgab. Dieses Verhältnis verdient schon deshalb Beachtung, weil es die Hauptquelle erschließt, aus der Lassalle in den Jahren des Krimkrieges jene authentischen Informationen schöpfte, die es ihm ermöglichten, von seiner rheinischen Provinzstadt aus Karl Marx in London über wichtige Dinge zu unterrichten,¹⁾ die sich hinter den Kulissen der Diplomatie vorbereiteten. Von dem Gatten der stattlichen und eleganten, lebendigen und liebenswürdigen jungen Frau, die Lassalle seine Düsseldorfer Abgeschiedenheit verschönte, schweigen die ungedruckten ebenso wie gedruckten Quellen, die vorliegen. Ob er gestorben war oder ob sie bloß von ihm geschieden oder getrennt lebte, wissen wir nicht. Um so besser sind wir über ihren Vater unterrichtet, der ihr persönliches Leben selbst dann schicksalhaft beeinflusst hat, wenn solche Gerüchte über ihre Beziehungen, wie Richard Wagner²⁾ und andere sie weiter trugen, nicht der Wahrheit entsprachen. Es ist begreiflich, daß die abenteuerliche Gestalt Georg Klindworths Romanschriftsteller gereizt hat. Er wurde um das Jahr 1802 in Göttingen als Sohn eines dortigen Hofmechanikus geboren und starb Ende der siebziger oder Anfang der achtziger Jahre bei seiner Tochter in Brüssel. Ob er Jura oder Philologie studierte, steht nicht fest; vergebens versuchte er, sich in Heidelberg zu habilitieren. Verfolgungen, die er sich durch Teilnahme an der Burschenschaft zuzog, trieben ihn frühzeitig einem unsteten Wanderleben zu. Als Lehrer, Schauspieler, Schmierendirektor und Journalist durchreiste er England wie den Kontinent, blickte in die mannigfaltigsten Verhältnisse hinein und knüpfte, durch seine faszinierende Unterhaltungsgabe und sein seltenes Gedächtnis gefördert, ausgebreitete Verbindungen an. Diese kamen ihm hernach zugute, sie machten ihn zu einem der tätigsten und erfolgreichsten, wenn auch verrufensten Geheimagenten, die in der Epoche zwischen 1820 und 1875 von der europäischen Diplomatie beschäftigt wurden. In dem Briefwechsel zwischen Lassalle und der Gräfin Hatzfeldt heißt er immer der

¹⁾ Vgl. Bd. III, Nr. 30 und 32.

²⁾ Richard Wagner, *Mein Leben*, 1912, Bd. II, S. 723 f.

Staatsrat. Diesen Titel hat ihm angeblich Louis Philipp verliehen, zu dessen Regierungszeit er in Paris ein glänzendes Haus ausgemacht haben soll. Möglich ist auch, daß er ihn vom österreichischen, württembergischen oder braunschweigischen Hofe bekam, für die alle er tätig gewesen ist. Eine Spezialität dieses Kondottiere der Diplomatie war es, daß er sich fast nie mit einer bestimmten Regierung identifizierte. Mehr oder weniger stand er jedem Hofe zur Verfügung, der seine legendäre Geldgier zu befriedigen bereit war. Es gab keine Kanzlei Europas, deren Hintertür sich ihm nicht öffnete, und so sehr eine jede dem *vieux coquin*, wie Thiers ihn nannte,¹⁾ mißtraute, so genau man wußte, wie gern er Doppelspionage trieb, weil er in beiden Lagern verdienen wollte, für so unersetzlich hielt man ihn namentlich dort, wo es mit großer Delikatesse erste Fäden anzuspinnen galt. Klindworth spielte sich besonders gern als den letzten Träger Metternichscher Erbweisheit auf. Wie Metternich und Gentz bedienten sich seiner Fürst Wittgenstein und Ancillon, Wilhelm von Württemberg und Karl von Braunschweig, Guizot und Napoleon III., Manteuffel und Zar Nikolaus. Erst Bismarck hat als preußischer Ministerpräsident es abgelehnt, das alte Inventarstück der Kabinettsdiplomatie der Heiligen Alliance in Nahrung zu setzen.²⁾

Wann Lassalle und die Gräfin mit dem Staatsrat und seiner Tochter, die ihm bei seinen diplomatischen Missionen und deren journalistischer Förderung eine geschickte Mitarbeiterin war, zuerst bekannt wurden, ließ sich nicht mehr genau feststellen. Vielleicht geschah es im Mai 1855, als Agnes Street gemeinsam mit Franz Liszt, dessen vertraute Schülerin sie kurz vorher in Weimar gewesen war, zum rheinischen Musikfest nach Düsseldorf kamen. Ihren Briefwechsel mit Liszt hat man mit solcher Diskretion herausgegeben, daß nicht viel daraus zu erfahren war. Liszt rühmt die vornehme und zurückhaltende Art ihres Auftretens, er preist den Zauber ihres Geistes und möchte sogar in ihr „eingeborene Poesie“ entdecken. Aber die Phantasie des großen Frauenanbeters scheint das Bild der Schülerin idealisiert zu haben. Und die Gräfin Hatzfeldt erwies sich wohl als die bessere Menschenkennerin, wenn sie nach längerer Bekanntschaft mit der jungen Diplomatin feststellte, daß diese sich in ihren Freundschaften stark von ihrem egoistischen

¹⁾ Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Stuttgart 1906, Bd. II, S. 168.

²⁾ Einige Hinweise auf gedruckte Belege über Georg Klindworth und seine Tätigkeit verdanke ich den Herrn Professoren Friedrich Meinecke und Richard Sternfeld in Berlin. Aus Klindworths Verwandtschaft erteilten mir freundliche Auskunft Frau F. F. Klindworth in Hannover und Frau Winfried Wagner in Haus Wahnfried (Baireuth). Am ausführlichsten handelt wohl über Klindworth Oskar Meding, *Memoiren zur Zeitgeschichte*, Leipzig 1884, Bd. II und III.

Interesse leiten ließ. Lassalle nannte sie noch 1860, als er mit ihr in keiner Verbindung mehr stand, „sehr liebenswürdig, gebildet, stattlich, weich und nachgiebig“. Daß diese Erscheinung aus jener großen Welt, die sich ihm verschloß, damals in Düsseldorf stark auf ihn wirkte und daß ihre Liebenswürdigkeit und bewußte Koketterie ihn rasch eroberte, setzt uns nicht in Erstaunen. Aber auch Agnes ließ sich nicht lange erfolglos umwerben. Bald finden wir sie häufig auf Besuch bei den neuen Freunden, die sich auch ihrer und ihres Vaters beständiger Geldnot hilfsbereit annahmen. Als Sophie von Hatzfeldt im Sommer 1856 zur Kur nach Marienbad reiste, leistete Agnes mit ihrem ältesten Söhnchen Lassalle in Düsseldorf Gesellschaft, sie begleitete ihn auch, wenn er für die Fertigstellung des Heraklit in Bonn die Universitätsbibliothek in Anspruch nahm. Sie schenkte dann Lassalle ein Töchterchen, das nach ihm den Namen Fernande erhielt. Es wurde in Brabant, nicht weit von Brüssel, wo die Mutter ihren ständigen Wohnsitz hatte, aufgezogen, starb aber schon 1857. Die Briefe Nr. 78 und Nr. 79 zeigen, wie der Vater und wie die Gräfin die Nachricht vom Tode des Kindes aufnahmen. Die Lockerung in den Beziehungen zwischen Lassalle und Agnes Street, die in den nächsten Jahren eintrat, mochte mit seiner Übersiedlung nach Berlin zusammenhängen. Lina Duncker und Hedwig Dohm tauchten an seinem Horizont auf, später beschäftigten ihn Sophie Sontzoff und Minna Lilienthal. Agnes lebte weiter mit ihren Eltern in Brüssel; Richard Wagner kam von Paris aus, von Liszt empfohlen, zu ihr, und sie setzte sich eifrig für dessen „Zukunftsmusik“ ein. Als Lassalle später sich ihrer wieder erinnerte, mußte er sich erst durch Hans von Bülow ihre Adresse verschaffen. Auf der Rückreise von Ostende besuchte er 1862 „die schöne Agnese“, wie er sie in Briefen anredete, und blieb von nun ab bis zu seinem Tode mit ihr in freundschaftlichem Verkehr. Melancholisch schrieb er ihr im Herbst 1863 aus Elberfeld, nachdem er dort vor den Arbeitern gesprochen hatte: „Es war viel schöner, als wir damals in Düsseldorf lebten.“¹⁾

VII.

Lassalle hatte der Gräfin einst sein Ehrenwort verpfändet, daß er nicht ruhen werde, bis er ihr zu ihrem Recht verholfen habe. Und wirklich hatte er alle eigenen Interessen zurückgestellt, bis dies Wort ein-

¹⁾ Gustav Mayer, Lassalleana Grünbergs Archiv, Bd. I, 1911. Damals kannte der Herausgeber noch nicht den vollen Namen der Adressatin. Nach dem Tode ihres Vaters war Agnes in Paris Hofdame bei der Königin Christine von Spanien. Hans von Bülow, dem sie sympathisch war, besuchte sie dort noch Mitte der achtziger Jahre (Mitteilung von Frau Marie von Bülow in Berlin).

gelöst war. Als er aber nun an dem Ziele stand, das so lange alle seine Kräfte in Anspruch genommen hatte, da verlangten, wie es anders nicht möglich war, seine so lange zurückgehaltenen eigenen Interessen freie Bahn. Und sein hohes Selbstbewußtsein wollte sich dafür entschädigen, daß die Welt Jahre hindurch sein Streben mißdeutet, seine Gaben unterschätzt, ihn bloß als den zweifelhaften Helden eines Sensationsprozesses rubriziert hatte. Er fühlte, daß ungewöhnliche Kräfte in ihm lebten. Doch so sehr seine Stirne nach Lorbeeren brannte, der „wahre Ritter aus Genieland“, der in ihm steckte, begehrte nicht wie sein Lieblingsdichter Platen für künftige Leistungen im voraus Kredit. Um politisch hervorzutreten war die Stunde nicht geeignet. Schwer lastete noch immer die Reaktionszeit auf dem deutschen Lande. So warf Lassalle sich denn mit Feuereifer auf sein großes Werk über Heraklit, das er vor acht Jahren, als er der Gräfin begegnete, zu dreiviertel vollendet hatte liegen lassen. Von dem Wert und der Bedeutung der Wissenschaft lebte in ihm eine hohe Meinung; in ihrer Welt fühlte er sich heimisch, der Heraklit sollte hier das vollständige Bürgerrecht ihm erkämpfen, Anerkennung, womöglich Bewunderung für ihn ernten. Noch höhere Bastionen des Ruhmes gedachte er hernach zu stürmen, wenn einst die neue Volksbewegung käme, nach der seine Seele unruhvoll spähte, wenn die revolutionären Kräfte sich in der deutschen Volksseele wieder regen würden.

Solange Sorge und Hoffnung sie einen Tag wie den anderen gemeinsam in Atem hielten, geboten die Umstände Lassalle und der Gräfin, zusammenzuleben; eine Änderung dieses Zustandes konnte keiner von ihnen in Erwägung ziehen. Jetzt war das etwas anders geworden. Das seelische Leid, das sie ausgestanden hatte, und das körperliche Beschwerden vermehrten, lastete nach errungenem Siege mit verstärkter Gewalt auf der fünfzigjährigen Frau. Sie blickte jetzt öfter mit geheimer Angst auf den so viel jüngeren Weggenossen, der nun gleich einem lange im Käfig gehaltenen Adler voller Ungeduld mit den Fittichen um sich schlug, die Stunde herbeisehnend, wo er in die höchste Luft des Ruhmes aufsteigen könnte. Sophie von Hatzfeldt empfand, daß ihre Schwingen gebrochen waren, sie verlangte es nach Frieden, sie verabscheute künftige Konflikte, und sie war sich bewußt, daß sie mit dem Freunde, wenn er sich erst in Bewegung setzte, schwerlich werde Schritt halten können.¹⁾ Düsseldorf hatte nun ihnen beiden nichts mehr zu bieten, nichts hielt sie ferner an dem Schauplatz ihrer vielen Prozesse. Wie Lassalle zog es auch die Gräfin nach Berlin. Ihr lebten dort das einzige Kind, mit dem ihr Fühlung verblieben war, und die einzige

¹⁾ Vgl. unten Nr. 9 bis 11.

Mayer, Lassalle-Nachlass. IV

Schwester, mit der sie sich verbunden fühlte. Lassalle verlangte es nach der Hauptstadt des wissenschaftlichen Deutschlands. Aber die Aussicht, daß sie beide gleichzeitig sich hier das Aufenthaltsrecht erwirken könnten, war gering. Zu frisch noch war die Erinnerung an die Prozesse, die ihre Namen in Verbindung gebracht hatte, und zu verzerrt das Urteil der Öffentlichkeit, der für das Singuläre das Organ ermangelt.

Nun hatte zwar in der Tiefe ihrer Wesen das Ende der langen Kämpfe an den gegenseitigen Gesinnungen des Freundespaars nichts gewandelt; was sie einte, empfanden beide als endgültig, als unlöslich; keiner von ihnen vermochte mehr den anderen aus seinem Leben herauszudenken, keiner wünschte ihn mehr heraus. Weil sich aber ein jeder von nun an eigene Zukunftsbilder malte, die nicht ausschließlich und mit Notwendigkeit um den anderen kreisten, so lastete jetzt auf ihnen beiden stärker als zuvor die große Stille, die sie in Düsseldorf umgab, die völlige Ausschließlichkeit, die sie aufeinander hinwies, die zu enge Hausgemeinschaft, die ihre praktische Daseinsberechtigung verloren hatte. Der Briefwechsel aus dieser Zeit läßt erkennen, in wie hohem Maße die Kämpfe der vorangehenden Jahre der Gräfin die Nerven zermürbt, die Elastizität beeinträchtigt, die Seele mit Schwermut und Reizbarkeit gefüllt hatten, während gleichzeitig ungestillter Tatendrang und heißer Durst nach Anerkennung den mit den empfindlichen Nerven seiner Rasse belasteten Lassalle zur äußersten leidvollen Unruhe forttrieben. Er, der sich rühmte, daß er den „Trotz seines Körpers“ gebrochen und seine ganze Leiblichkeit zum Diener seines Willens gemacht habe, ließ sich jetzt öfter als früher zu Jähzorn fortreißen; dann verlor er die Herrschaft über sich, und aus kleinem Anlaß konnte er dann die Freundin verletzen. Doch nicht weniger quälte sie ihn durch die schweren Verstimmungen, unter denen sie litt, und die aufzuhellen dem ganzen Aufgebot seiner liebevollen Kraft nicht immer gelang. Ihr Zusammenleben gestaltete sich dadurch unerquicklicher, es trieb einer Krisis zu. Am Ende begriff Lassalle, daß ihr zu enges Beieinanderleben einer zeitweiligen Unterbrechung bedurfte, sollte ihr Seelenbündnis, das die harte Not langer Kämpfe festgehämmert hatte, vor Schädigung bewahrt bleiben. Aber noch lange schwankte er, bis er seinem Schwager Friedland, der ihn drängte, zusagte, ihn auf einer orientalischen Reise zu begleiten. Den Entschluß faßte er erst, als sich ein Aufenthalt, den er mit der Freundin in Vevey nahm, so unerquicklich gestaltete, daß er in Unfrieden abreiste. Er kam nach Prag, wo seine Eltern weilten, traf den Schwager im Begriff, die Fahrt anzutreten, und schloß sich ihm an.

Dreieinhalb Monate dauerte diese Trennung zwischen Lassalle und der Gräfin. Die Briefe, die sie miteinander wechselten, während Länder und Meer zwischen ihnen lagen, bezeugen in ergreifender Weise, wie

unlöslich hier zwei Menschen verschiedener Herkunft und verschiedenen Alters in den Tiefen ihrer Naturen zusammengewachsen waren. Ihre schriftliche Aussprache greift vielfach in die letzte Vergangenheit zurück und läßt den Leser unmittelbar nachfühlen, wie sie einander gequält, wie herb ein jeder unter dem Nervenzustand des anderen gelitten haben mußte. Indem er sich auf länger entfernte, wollte Lassalle auch Sophie von Hatzfeldt das Feld freigeben, damit sie ihr künftiges Leben in die Gestalt brächte, die ihren innersten Wünschen am besten entspräche. Sie sollte unbeeinflußt von ihm sich entscheiden; zeigte es sich ihr, wie er hoffte, daß er ihr eigentlichster Weggenosse sei und bleibe, so würde, wenn er zurückkehrte, auch „einer des anderen wieder froh werden“. Die hochgeborene Verwandtschaft der Gräfin betrachtete den Juden und roten Revolutionär, der seinerseits, wie sie richtig empfand, mit souveränem Blick auf sie herabsah, mit scheelem Auge. Die arme Gräfin aber fühlte, seit sie jenen Vertrag geschlossen hatte, der ihr die Freiheit der Bewegung zurückgab, das Bedürfnis, wenn auch nicht in die Welt zurückzukehren, aus der Lassalles geistiger Einfluß sie einst gelöst hatte, so doch in dieser Welt die geringen Beziehungen, die ihr geblieben waren, wieder fester zu knüpfen. So wenig wie ihr selbst blieb es Lassalle verborgen, daß ein zu enges Zusammenleben zwischen ihnen dabei hinderlich war. „Sie wünschten die Trennung von mir. Sie hatten mir das so oft, so oft versichert, von den meinigen divergierende Gesichtspunkte, die Sie zu beherrschen schienen, gaben diesen wiederholten Versicherungen einen solchen Anschein von Plausibilität, daß ich denselben endlich meinen Glauben nicht länger versagen konnte.“ So schrieb er ihr von Konstantinopel aus. „Alle Pläne, Projekte und Entwürfe, die Sie selbst in der ruhigsten Stimmung machten, waren immer derart, daß ich keine Stelle in denselben fand, daß ich mehr oder weniger dadurch ausgeschlossen war, daß ich Ihnen nur ein Hindernis in der Erreichung derselben bildete. Das hat mir oft sehr, sehr weh getan. Sie waren und sind immer die Erste in meinem Herzen. Ich war nur noch, mindestens mußte es so scheinen, ein Stein des Anstoßes für Sie.“ Aus der Antwort der Freundin, die wahres mütterliches Gefühl für ihn verriet, durfte er die Beruhigung schöpfen, daß sie so wenig wie er daran denken konnte, ein Bündnis aufzugeben, das ihr wie ihm Lebensbedürfnis geworden war, und daß, wie sie sich ausdrückte, „Mißstimmungen und Reibungen wohl die Oberfläche trüben, aber niemals den Kern desselben auch nur berühren können“.

Und dennoch führte die Erprobung ihrer Freundschaft, die diese Reise bedeuten sollte, nicht in vollem Umfange zu jenem Ergebnis, das Lassalle sich von ihr versprochen hatte. Das Wesentliche war erreicht: sie wußten jetzt, daß selbst Mißstimmungen und Reibungen der Substanz

ihrer Freundschaft nichts anhaben konnten. Doch die Hauptursache, die in der letzten Zeit alle Konflikte zwischen ihnen gehabt hatten, blieb bestehen. Sie lag, wie wir sahen, darin, daß Sophie von Hatzfeldt zwar mit ihren Gesinnungen und Überzeugungen über den Stand, aus dem sie kam, hinausgewachsen war, daß aber ihr Herz an Menschen hing, die diesem Stande angehörten und in seinen Wertungen befangen waren. Oftmals noch hat sie den Freund beschwören müssen, ihr Mutterherz auf keine zu harte Probe zu stellen, auf ihre Schwächen Rücksicht zu nehmen, seinen „weißen Neger etwas zu schonen“, sie nicht in Konflikte hineinzutreiben, an denen ihre Seele verbluten müßte. Daß die Verwandten nicht hinreichend begriffen, was der Freund ihr bedeutete, daß wiederum dieser vor den persönlichen und politischen Gegnern, die jene für ihn waren, sich nicht zurückgesetzt sehen wollte, schuf immer wieder Anlässe zu heftigen Zusammenstößen. Von Spannungen, die aus solcher Quelle kamen, enthält der Briefwechsel reiche Spuren. Sie belasteten ihr Bündnis, aber zu sprengen vermochten sie es nicht.

VIII.

Die Hausgemeinschaft, die sie in Düsseldorf so lange Jahre geführt hatten, nahm ein Ende, als Lassalle im Frühling 1857 nach Berlin übersiedelte, während die Gräfin, wenn sie auch häufig dort zu Besuch weilte, zunächst noch am Rhein wohnen bleiben mußte. Die Briefe, die damals zwischen ihnen hin und her gingen, spiegeln den Wunsch des Freundespaars, unbehelligt von den Behörden und ohne dadurch einen Bruch zwischen der Gräfin und ihren Verwandten zu provozieren, in der Hauptstadt gleichzeitig leben zu dürfen. Lassalle verwandte die ersten Monate, die er mit seiner noch unsicheren und beschränkten Aufenthaltserlaubnis dort zubrachte, auf die Drucklegung des Heraklit. Mit dem Wunsch, daß endlich sein eigenes „verschlossenes Licht der Welt aufgehe“, verband er — wir möchten es ihm glauben — gleich stark den anderen, der Freundin, die sich sehr vereinsamt fühlte, einen neuen Kreis von Menschen und menschlichen Beziehungen aufzubauen, dessen größere geistige Beweglichkeit und Freiheit ihr überreichen Ersatz böte für jene hochgeborenen Kreise, die sich einer Frau von ihrer Vergangenheit vorurteilsvoll verschlossen. Man weiß, wie glänzende Namen zu der Gesellschaft gehörten, die Lassalle in seiner Berliner Behausung bald um sich zu versammeln wußte. Auch die Gräfin nahm schon, bevor und erst recht nachdem sie sich 1859 endgültig in Berlin eingerichtet hatte, regen Anteil an diesem Verkehr. Doch sie schloß hier höchstens Bekanntschaften, keine Freundschaften. Auch bei Lassalle verstärkte sich inmitten der mannigfaltigen Bezie-

hungen, die er nun unterhielt und an denen auch wertvolle Frauen, wie Lina Duncker und Hedwig Dohm beteiligt waren, die Erkenntnis, daß für tiefere gefühlsmäßige Beziehungen zu anderen Personen neben allem, was er für die alte Gefährtin empfand und mit ihr teilte, in seiner Seele nur wenig Raum übrig war.

Ob Liebe oder Freundschaft ihm als die höhere Form menschlichen Zusammengehörigkeitsgefühls gilt, das wird in der Regel bei dem Einzelnen durch das bestimmt, was er selbst erfahren hat. Die paar studentischen Liebesabenteuer, die Lassalle erlebt hatte, bevor er der künftigen Freundin begegnete, hatten nur seine Sinne, nicht seine Seele, mehr seine Eitelkeit als sein Herz beschäftigt. Was an Gefühlen der Hingabe und der Sympathie, der Aufopferungsfähigkeit und Zärtlichkeit in ihm vorhanden war, das schloß sich erst auf, als er alles, was er war und wollte, an Sophie von Hatzfeldt auslieferte. Wir wissen nur aus jenem Briefe, der schon erwähnt wurde, daß Lassalle die Freundin in der ersten Frühzeit ihrer Beziehungen leidenschaftlich geliebt haben will und daß er diese Liebe als die einzige große Liebe hinstellte, die ihm in seinem Leben beschert gewesen sei. Es wäre psychologisch reizvoll, diesen Brief¹⁾ zu analysieren und die Frage hin und her zu wenden, ob hier jedes Wort sein Vollgewicht hat, und wenn man das bejahte, welche weiter tragenden Schlüsse daraus zu ziehen wären. Auf alle Fälle müßte Lassalle der Zukunftslosigkeit dieser Leidenschaft sich schnell bewußt geworden sein und sie dann mit der ungewöhnlichen Willensstärke, die ihm eignete, niedergekämpft haben. Man hat öfter behauptet, daß zu den großen, auf Ausschließlichkeit aufgebauten Freundschaften zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts nur der Passionsweg unerwiderter Liebe hinführe. Sollte auch für Lassalles fast märchenhaftes Festhalten an Sophie von Hatzfeldt darin der eigentliche Schlüssel zu finden sein? Der Herausgeber eines Briefwechsels überschritte seine Befugnisse, wollte er im voraus eigene Hypothesen dem Leser dort aufdrängen, wo er quellenmäßige Belege nicht beizubringen vermag. Soviel jedenfalls steht fest, daß Lassalle, wo immer er davon spricht, die Freundschaft hoch über die Liebe stellte. Daß die Gräfin nach allem, was sie erlebt hatte, darin mit ihm eines Sinnes war, ist leicht zu verstehen.²⁾

So sehr diese Einführung der Versuchung aus dem Wege geht, aus dem Briefwechsel, der hier veröffentlicht wird, einzelne Stellen im voraus anzuführen, so wird es sich jetzt, wo wir uns einer entscheidenden Wendung in der Geschichte dieser Freundschaft nähern, nicht vermeiden lassen, einige Äußerungen Lassalles heranzuholen, die in Konflikte

¹⁾ Siehe unten S. 276.

²⁾ Siehe unten Nr. 29, S. 99.

bergende Tiefen seines seelischen Lebens hineinleuchten, die bisher verhüllt geblieben waren. Wir wissen, daß über der Freundschaft dieser beiden starken Seelen kein südlich blauer Himmel lachte, sondern daß sie eher an unsere nördlichen Meere erinnert, über denen die Wolken und in denen die Wellen, die dennoch stets dem gleichen Ufer zufließen, von vielen starken Stürmen gepeitscht werden. Selbst in den Stunden, in denen Lassalle der Freundin zürnte, ja sogar wenn sein Selbstgefühl ihm zusetzte, daß er die mächtigen Ketten, mit denen er an ihr hing, zerreiße: niemals scheute er ihr zu bekennen, daß sie sein ganzes individuelles, alles reale persönliche Glück, dessen er fähig sei, ausmache, daß allein sie unter allen Menschen ihn ganz kenne und verstehe, daß er sich selbst absterben würde, wenn er sie verlöre oder auf sie verzichten müßte. Er war sich klar, daß die Wurzeln seiner Freundschaft für die Gräfin in jene Tiefen seines Wesens hinabreichten, wo sonst allein die großen objektiven Ziele, für die er lebte, ihren stolzen Wohnsitz hatten. Und er fühlte auch, daß niemals eine andere Frau, die ihm begegnen könnte, je so mit seinem Ich verwachsen würde wie die alte Gefährtin, in der sich ihm die eigene Jugend verkörperte. Aber gerade weil er diese Schicksalsgemeinschaft als eine endgültige empfand, quälte ihn das Gefühl und hörte nicht auf, ihn zu peinigen, daß er der Freundin nicht ganz so viel, nicht so Ausschließliches bedeute wie sie ihm. Wohl war er ein Mann des stärksten Willens, ein Mann, dem Kämpfen Leben bedeutete, dennoch gestand er sich, daß auch er eines Menschen bedürfe, der ganz für ihn lebe und dessen Liebe er mit niemandem zu teilen hätte. Nur wer dies weiß, begreift, weshalb er auf den Sohn der Gräfin in solchem Maße eifersüchtig war, obgleich er sich doch selbst sagte, daß der kühle junge Diplomat an die Mutter nicht entfernt so hohe Ansprüche stellte wie er an die Freundin. Ende 1858 waren die Dinge zwischen ihm und der Gräfin einem Bruche nahe. Damals schrieb er ihr: „Ich gebe Sie auf. Sehen Sie zu, ob Paul Ihnen diesen Verlust ersetzen wird. Ich trete zu Ihnen in die Position eines sogenannten guten Freundes, dessen Glück mir lieb, dessen Unglück mir leid ist, dessen Geschick mich aber nicht ausfüllen kann. Soll man seinen ganzen Menschen hingeben, so muß man ebenso einen ganzen Menschen dafür zurückerhalten . . .“ Der Konflikt wurde beigelegt wie so mancher frühere, doch der seelische Zustand, der ihm zugrunde lag, blieb weiter wirksam.

Das Verlangen, einen Menschen zu besitzen, der nur ihm lebte, dem er alle Trophäen, die er im Kampf erbeutete, zu Füßen legte, in dessen Besitz er sich vom Kampfe ausruhte und für neue Kämpfe stärkte, verließ Lassalle von nun ab nicht mehr. Dabei erkannte er nicht klar genug, daß die Freundin sich in einer Lage befand, die der

seinen etwas ähnelte. Sie hatte sich aus älteren Zeiten nur wenige menschliche Beziehungen bewahrt und in späteren Jahren nicht viele neue, auf die sie Wert legte, angeknüpft. An diesen hielt sie um so zäher fest, als sie damit rechnete, daß Lassalle heiraten könnte und dann, wenn auch keine Erkaltung, so doch eine Einschränkung ihrer ganz intimen Beziehungen eintreten werde, die für sie die größte Verein-samung bedeuten müßte.

Die Singularität dieser Freundschaft stellte also, wie sie geworden war, Ansprüche, die anderen natürlichen menschlichen Beziehungen leicht im Wege sein mußten. So konnte es nicht ausbleiben, daß tragische Verwicklungen entstanden.

IX.

Im Sommer 1861 reiste das Freundespaar nach der Schweiz und von hier nach Italien. Lassalle erfüllte die Hoffnung, die italienische Freiheitsbewegung werde zu einer europäischen werden und auch nördlich der Alpen revolutionäre Formen annehmen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit wollte er mit den führenden Männern des Risorgimento Verbindungen anknüpfen. Dazu konnte ihm kaum jemand behilflicher sein als Wilhelm Rüstow, mit dem er jetzt auf der Durchreise in Zürich Freundschaft schloß. Dieser einstige preußische Artillerieoffizier hatte sich 1848 der Revolution angeschlossen und büßte nun dafür sein Leben hindurch als Flüchtling, der Frau und Kinder mit dem Ertrag seiner Feder mühsam ernähren mußte. Seine literarische Tätigkeit hatte ihm den Ruf eines bedeutenden Militärschriftstellers eingetragen, aber seine Soldatennatur drängte es nach aktiverer Betätigung. Diese fand er, wenn auch nur für kurze Zeit, als er 1860 Garibaldi ein deutsches Freiwilligen-korps zuführte. Er stand dem italienischen Volkshelden als Chef seines Generalstabs bei dessen berühmten Zuge nach Sizilien zur Seite und erntete hierbei wohlverdiente Lorbeeren. Ungern war er danach in die kleinbürgerliche Enge seiner Züricher Existenz zurückgekehrt und ertrug hier nur schweren Herzens seine schale Ehe und ständige Geld-sorgen. Tag und Nacht sann er über nichts anderes, als wie es sich an-stellen ließe, um die revolutionäre Bewegung wieder zu erwecken, die von Italien ihren Ausgang nehmen, ganz Europa ergreifen und ihm selbst eine führende militärische Rolle zuweisen sollte. Er zögerte keinen Augenblick, als jetzt Lassalle und die Gräfin, die seine Auf-fassung der politischen Lage wie seine Hoffnungen teilten, ihm den Vor-schlag machten, mit ihnen nach Italien zu gehen.

Auf dieser Reise hat Rüstow sich mit leidenschaftlichen Gefühlen, die er seinen Gefährten nicht verbarg, der Gräfin Hatzfeldt angeschlossen.

Auf die ältere Frau, die sich vor Vereinsamung bangte, mußte es einen beträchtlichen Eindruck machen, als der vierzigjährige Mann, der wohl verbittert, aber doch eine starke und lebensvolle Persönlichkeit war, in stürmischer Hingebung um sie warb. Sie sagte sich, daß sie Lassalle als ständigen Gesellschafter nicht allein verlöre, wenn er heiratete; sie verlor ihn vielleicht ebenso sehr, wenn sich ihm sein größerer glühenderer Wunsch erfüllte, wenn die Dinge in Preußen sich zuspitzten und ihn zu wahrhaft geschichtlichem Wirken aufriefen. Sie dachte nicht daran, auf Lassalles Freundschaft zu verzichten; doch sie erwies sich auch nicht abgeneigt, mit Rüstow in eine nähere Verbindung zu treten. Was Lassalle in der Lage, in die er dadurch kam, empfand, wollte er sich anfänglich nicht anmerken lassen. Er wünschte nicht, daß seine junge Freundschaft zu Rüstow dadurch eine Trübung erführe, und auch der alten Freundin gönnte er ein Erlebnis, das ihren Lebensmut zu erhöhen geeignet war. Dennoch war es allzu menschlich, daß er sich ihr gegenüber unter solchen Umständen noch reizbarer zeigte, als er es sonst wohl gewesen war. Als sie wieder in Genua weilten, überkam ihn die Empfindung, ob zu Recht oder zu Unrecht vermögen wir nicht zu sagen, daß die Gräfin ihn „unverantwortlich“ behandle. Wo sein Selbstgefühl verwundet war, vermochte er selbst das Härteste auf sich zu nehmen. Und so furchtbar schwer es ihm wurde, wie er selbst hernach gestand, er vollzog jetzt den Riß, mit dem er der Freundin früher öfters gedroht hatte. Ein Einsamer, der unter seiner Einsamkeit aufs schwerste litt, kehrte er von Zürich, wo sie Abschied nahmen, nach Berlin zurück.¹⁾

Es war vereinbart worden, daß von dem, was sich zwischen ihnen verändert hatte, die anderen Menschen nicht zu viel merken sollten. Man gedachte auch nicht, jeden Briefwechsel einzustellen; für wichtige Geschäfte und sachliche Dienste wünschte Lassalle der Gräfin weiterhin zur Verfügung zu sein. Doch darauf drängte er, daß sie sich hinfort so wenig wie möglich in Berlin aufhielte. Soweit es anginge, wollte sie ihm hierin entgegenkommen. Sie weilte so in den nächsten Monaten, stets in Rüstows Gesellschaft, in deutschen Badeorten oder auch am Züricher See, während Lassalle wunden Herzens und verbitterten Sinns in Berlin jene Reden hielt und jene Broschüren schrieb, die seine Aktion vorbereiteten. So ging es durch den Frühling und Sommer 1862 bis zu seiner Rückkehr aus London. Hier hatte er sich innerlich endgültig von Karl Marx abgewandt. Nun verlangte es ihn um so mehr nach einer Aussprache mit der Gräfin und mit Rüstow. Sie luden ihn dringend nach Wildbad ein; er kam und man vertrug sich. Ende Oktober starb dann Lassalles Vater, der einzige Mensch außer der Gräfin,

¹⁾ Vgl. unten S. 320 seinen Brief an die Gräfin vom 8. Januar 1863.

an dem er, wie er ihr oftmals gestanden hatte, mit elementarer Liebe hing. Der Verlust wühlte sein Innerstes auf. Die Aufgaben türmten sich eben vor ihm: in dem preußischen Verfassungskonflikt hatte er seine Stimme erhoben, er mußte sich der schweren Anklage erwehren, die ihm seine Rede über den Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes zugezogen, schon richteten sich auf ihn die Augen jener Leipziger Arbeiter, für die er nach einigen Monaten sein Offenes Antwortschreiben schrieb. Nach langem Harren und nicht ohne Gefahren reiften ihm nun die ersten spärlichen Früchte seines Wirkens zu, doch er selbst fühlte sich namenlos vereinsamt. Er vermißte die Freundin, mit der Sorge wie Erfolg zu teilen, ihm seit den Jünglingstagen unentbehrliches Bedürfnis war. Diese weichere Stimmung, in die der Tod des Vaters ihn versetzt hatte, nutzte Sophie von Hatzfeldt, die sich mit ihm noch so verbunden fühlte wie früher, mit der wohl er, die nicht mit ihm gebrochen hatte. Nun kam es zur völligen Aussöhnung und zur Wiedervereinigung.

Die alte Freundschaft lebte auf; wieder hielt Lassalle die Hand der Einzigen, zu der er über alles, was seine Seele bewegte, reden mochte, reden konnte. Er war darüber glücklich. Dennoch fühlte er und bekannte der alten Gefährtin, daß das ehemalige auf Ausschließlichkeit aufgebaute Bündnis der Vergangenheit angehörte. Der Gräfin verblieben ihre Beziehungen zu Rüstow, und ihn hatte der Gedanke, daß er heiraten müsse, weil er eines Menschen bedürfe, der ihm völlig gehöre, zu sehr in Beschlag genommen, als daß er noch von ihm hätte lassen können.

X.

Mit Rüstow führte Lassalle das ganze Jahr 1862 hindurch einen regen Briefwechsel; was ihn und die Gräfin zeitweise trennte, gewann auf die Freundschaft der Männer keinen Einfluß. Dies änderte sich erst, als Lassalle 1863 seine Agitation für den Arbeiterverein begann. Schon die diktatorische Geste, mit der er auftrat, verletzte Rüstows demokratisches Empfinden, aber noch mehr verbitterte ihn, daß der andere die gewichtigen sachlichen Einwände, die er erhob, unbeachtet beiseite schob. Daß Sophie von Hatzfeldt sich mit dem Vorgehen des großen Agitators völlig einverstanden zeigte, ärgerte Rüstow. Er versuchte die Gräfin gegen ihn aufzuwiegeln. Dabei beschränkte er sich anfangs auf das Politische. Als Lassalle im Mai 1863 der große Redekampf in Frankfurt bevorstand, warnte Rüstow sie, sich von ihm dorthin „schleppen zu lassen“, und als jener dort siegte, setzte er ihr in einem eindringlichen Brief auseinander, was er von seinem bürgerlich revolutionären Standpunkt aus gegen eine Bewegung einzuwenden hatte, die sich

zum Ziele setze, daß der „begaustete, blödsinnige, an Intelligenz und gutem Willen noch unter dem Nationalvereiner stehende Geselle die wahre herrschende Klasse mit dem Diktator Lassalle an der Spitze“ werde. Rüstow verlangte von der Freundin, sie möge ihren Einfluß auf Lassalle dazu anwenden, um zu verhindern, daß jener, der „mit allem fertig zu werden“ glaube, nicht „der hohenzollernschen Reaktion“ und der Feudalpartei in ihre „plumpen Fallen“ ginge. Doch er mußte bemerken, daß seine Argumente auf die Gräfin nicht wirkten und daß diese ganz Feuer und Flamme blieb für die Art, wie Lassalle verfuhr. Da wandelte sich bei dem Gekränkten, was bis dahin sachliche Gegnerschaft gewesen war, in persönliche Eifersucht: „Ihren Brief vom 1. habe ich gestern abend erhalten,“ schrieb er ihr Anfang Juni, „er enthält nichts als Bewunderung für Lassalle, zwei Drittel aller Ihrer Korrespondenz seit Anfang Mai hat keinen anderen Inhalt. Lassalle hat sechzehn Jahre oder so etwas auf Ihren Verstand eingehämmert, er hat Ihnen auch noch Hegelsche Dialektik nach seiner Auffassung beigebracht. Trotzdem kann ich mir aus dieser langen korrumpierenden Einwirkung an und für sich es nicht erklären, daß Sie sich für Lassalles Interessen begeistern beim mindesten Anstoß, daß Sie seine ‚Erfolge‘ mit seinen Augen sehen, daß Sie alles, was er Ihnen sagt, nachsprechen . . . Bei mir beklagen Sie sich bisweilen, daß ich von den Interessen, die ich verfolge, Ihnen nicht rede; tue ich es aber — ich kann es mit der bestimmtesten Bestimmtheit versichern, Sie haben mir höchstens mit der Bemerkung, daß ich ein Schafskopf sei — sonst mit Gleichgültigkeit oder auch gar nicht darauf geantwortet. Wenn Sie durch Lassalles Brille sehen, so nennen Sie das objektive Wahrheit und Gerechtigkeit. Dagegen ist natürlich nicht aufzukommen. Sie nennen das objektiv, weil Sie sich so in Lassalles Fesseln begeben haben, daß Ihnen weder objektiv noch für mich etwas übrig bleibt. Warum können Sie denn nicht außer durch Lassalles Brille fühlen und denken? . . . Ich fordere Sie auf, meinen Wert anzuerkennen, auch durch meine Brille sehen zu können . . . Wenn ich das Feuer, welches Sie für alle von Lassalle verfolgten Interessen entwickeln, mit der Gleichgültigkeit vergleiche, die Sie den meinigen gegenüber zeigen, so kann ich die Schuld nicht mehr auf die Länge der Zeit schieben, welche Lassalle gehabt hat, auf Ihren Verstand korrumpierend einzuwirken, sondern, wie sehr sich mein Herz dagegen sträubt, die Vernunft zwingt mich zu dem Schluß, daß Sie Lassalle lieben und mich gar nicht . . . Ihre Gerechtigkeit ist Lassallesche Gerechtigkeit, und weil ich das einsehe, verlange ich, daß Sie an die Stelle dieser Gerechtigkeit die meinige setzen (mindestens so objektiv als die Lassallesche ist sie sicher). Wenn Sie das nicht können, so lieben Sie Lassalle, und es ist nicht wahr, daß Sie mich lieben . . .“ Mit seiner etwas brutalen

Soldatenpsychologie begriff Rüstow allein die Stärke, nicht auch die Feinheit der Fäden, die Sophie von Hatzfeldts Seele und Geist an den alten Lebensfreund knüpften, der sie als geistiges Wesen zu der Höhe geführt hatte, auf der sie stand, und dessen politischen Aufstieg sie nun wie den ihrigen empfand.

Schon dieser Brief läßt ahnen, daß das Bündnis, das Sophie von Hatzfeldt mit Rüstow geschlossen hatte, wirklicher Tiefe entbehrte und ernster Erschütterung nicht standhalten würde. Es hat die Katastrophe, die Lassalle im Sommer 1864 in den Abgrund riß, nicht überdauert. Der tote Lassalle wurde für den armen Rüstow ein noch weit gefährlicherer Rivale als der lebende. „Ich leugne es ja keinen Augenblick,“ so gestand er bald nach dem Ereignis der Gräfin mit soldatischer Offenheit, „persönlich konnte ich mich mit Lassalle nie völlig befreunden; denn er trennte mich von Ihnen und mußte es immer, solange er lebte und nachher, wie jetzt deutlich genug.“ Und zürnend klagt er noch später und suchte dabei sich stark zu machen: „Ich wußte seit dem Ende Mai, daß ich Ihnen im Vergleich zu diesem Menschen nichts sei. Ich fühlte das ganze himmelschreiende Unrecht, das mir, der ich ganz anderes verdiente, geschah — ich habeso, wie ich handelte, gehandelt — um Ihretwillen. Ich hätte Ihnen den Menschen erhalten, wenn er es nicht selbst unmöglich machte. — Wie können Sie, wie konnte Lassalle mich jemals begreifen? Absolute Unmöglichkeit. Mit Siebenmeilenstiefeln steige ich über Euch hinweg ...“

Für Sophie von Hatzfeldt stand seit dem Tage von Carouge zwischen Wilhelm Rüstow und ihr Lassalles blutiger Schatten. Behauptete nicht der Oberstbrigadier, der bei dem ganzen Handel Lassalle als Berater und endlich als Sekundant zur Seite gestanden hatte, sie zu lieben? Und trotzdem hatte er nicht verhindert, daß der Freund, daß der Sohn ihr gemordet wurde? Diese Verknüpfung von Argumenten war objektiv sicherlich falsch, aber der Logik eines zerrissenen Frauenherzens erschien sie schlüssig und keine Berufung hätte gefruchtet. Als in späteren Jahren Rüstows materielle Lage sich traurig gestaltete, wandte sich Emma Herwegh, die beiden befreundet war, um Beistand an die Gräfin. Aber nach den Briefen, die sich erhielten, scheint es nicht, daß diese sich hilfreich erwies. Am 14. August 1878 hat Wilhelm Rüstow aus Nahrungssorgen seinem Leben, das ihm selbst als ein verpfushtes erscheinen mochte, mit einem Pistolenschuß ein Ende gemacht.

XI.

Das mancherlei Neue, das Lassalles Briefwechsel mit Sophie von Hatzfeldt enthüllt, mahnt dazu, auch seinen Tod und die Ereignisse, die ihm vorausgingen, mit etwas anderen Augen anzusehen, als es bisher üblich

war. Daß er sich selbst zugrunde gerichtet hat, wird man auch künftig nicht bestreiten können, doch wird man einen größeren Teil der Schuld dunkleren Gewalten zuwälzen als bloß den Schwächen seines Wesens, auf die man bisher so stark hinwies. Wir können dabei zur historischen Wahrheit nur vordringen, wenn wir die Krankheit berücksichtigen, an der Lassalle seit etwa 1847 litt. Bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin im Spätjahr 1857 berichtete er nach Düsseldorf, daß Folgen „einer gewissen Krankheit“, die ihn vor etwa zehn Jahren gequält hätte, zum Ausbruch gekommen seien, und ein anderer Brief an die Gräfin erwähnt der Ansteckung, die er sich damals „durch seinen Bedienten“ zugezogen habe. Von 1857 bis 1860 ist Lassalle, so heißt seine Willenskraft sich gegen die Tatsache aufbäumte, ein körperlich leidender Mensch gewesen. Im Sommer 1860 verschlimmerte sich sein Befinden so sehr, daß er sich in Aachen einer längeren Kur unterziehen mußte. Diese brachte ihm sicherlich eine Besserung, wenigstens hören wir bis zu seinem Tode nichts mehr von Rückfällen, es sei denn, daß die heftigen Halsentzündungen, an denen er in den letzten Jahren häufig litt, hierhin zu rechnen wären. Die medizinische Wissenschaft kannte, wie man sich erinnern muß, damals noch nicht den Zusammenhang zwischen Syphilis und Paralyse und sie hielt, wie übrigens auch heute, die Krankheit in ihrem tertiären Stadium nicht mehr für ansteckend. So erklärt es sich, daß man ihr keinen so ernsten Charakter wie später beimaß; auch galt es in jener Zeit noch als völlig zulässig, daß ein Patient wie Lassalle während und nach seiner Aachener Kur Heiratsprojekte hegte. Eine pathographische Untersuchung könnte vielleicht noch feststellen, ob die Depressionen, die Unrast und die gewaltige Steigerung der Produktivität, die sich bei Lassalle in seiner letzten Lebenszeit wahrnehmen lassen, Vorboten eines herannahenden Zusammenbruchs gewesen sind, vor dem die Kugel des jungen Rumänen ihn bewahrt hätte. In dem ungedruckt gebliebenen Vorwort zu einer französischen Ausgabe seines national-ökonomischen Werks, das Moses Heß auf Grund von Informationen, die ihm die Gräfin geliefert haben wird, niederschrieb, heißt es von jenem Halsübel: „Wie tief diese Krankheit schon seinen ganzen Organismus angegriffen haben mußte, geht einerseits aus einer Bemerkung seines Arztes in Düsseldorf hervor, der, als er das schreckliche Unglück erfuhr, sich und die Freunde Lassalles damit tröstete, daß ja die Krankheit, an welcher der Verstorbene litt, ohnehin unheilbar war und er sowieso nicht mehr lange hätte leben können; andererseits sind die Todesahnungen, welche Lassalle in seinem letzten Lebensjahre nicht mehr verließen, uns ein Beweis dafür, daß er den Todeskeim in sich fühlte.“ —

Während seiner Aachener Kur erlebte Lassalle, der solches sich nicht mehr zugetraut hatte, daß er noch einer tieferen Leidenschaft fähig

war. Aber die ernsthafte Liebe, die er hier für die seelisch und geistig gleich hochstehende Sophie Sontzoff faßte, fand keine Erwiderung, und auf den großen Werbebrief, in dem er sich auch so eingehend über sein Verhältnis zur Gräfin ausgelassen hat, konnte sie ihm nur antworten, daß sie schwesterliche Gefühle für ihn hege. Das Verlangen nach einer Frau, die ihm völlig gehörte, steigerte sich dann, wie wir schon wissen, ins unerträgliche, als die Gräfin Hatzfeldt und Rüstow sich gefunden hatten. Während er mit beiden Armen ficht und Schrift auf Schrift in atemloser Folge herausschleudert, bricht er schier zusammen unter dem Gefühl persönlicher Vereinsamung. Aber auch als er sich mit der Gräfin ausgesöhnt hatte und der Freundin, der allein sein Inneres sich erschloß, wieder nahe fühlte, gab er sie, wie wir hörten, als Lebensgefährtin verloren. In seinen Briefen phantasiert er von einem Gretchen, das ihm begegnen möge oder lassalleischer von einer stolzen und kühnen Schönheit, die er sich erkämpfen wolle. Im Winter 1863 auf 1864 verkehrte er mit seinen Freunden Lothar Bucher und Hans von Bülow viel in dem Hause des Bankiers Lilienthal, dessen siebzehnjährige Tochter Minna, eine gefeierte Schönheit, Bülows Schülerin, seine Sinne gefangen hielt. Doch das vergnügungsfrohe Weltkind träumte von einem adligen Gatten, und als Lassalle um es warb, sah er sich abgewiesen. Im Frühling 1864 schrieb er der „treulosen Minne“, die damals in Wien weilte, einen Brief, der sie in scherzhaftem Ton, durch den der Ernst blickte, dafür verantwortlich machte, wenn er in der Schweiz, wohin er reisen werde, der ersten besten Schönen ins Garn liefe.¹⁾

Der Brief, den Lassalle am 27. Juli 1864 vom Rigi aus an die Gräfin richtete, schildert anschaulich die Umstände, unter denen dem bei schaurigem Regenwetter einsam dort Weilenden plötzlich die schöne, leichtfertige, wankelmütige Helene von Dönniges erscheint, die ihn nun in jenen Wirbel von Leidenschaft hineinreißt, in dem er zugrunde geht. Bernhard Becker hat in seinem abstoßenden Pamphlet über Lassalles tragisches Lebensende Sophie von Hatzfeldt eifersüchtige Intrigen gegen die Dönniges nachgesagt. Wie fern ihr das gelegen hat und wie unfähig dieser unreine und subalterne Geist gewesen ist, das wahre Verhältnis des einzigartig verbundenen Freundespaars auszuspähen, erweisen die letzten Briefe, die Sophie von Hatzfeldt dem Freunde schrieb, bevor sie selbst in seiner Nähe eintraf, ohne zu ahnen, daß sie schon nach wenigen Tagen dem auf den Tod Verwundeten die letzten schweren Liebesdienste erweisen werde.

¹⁾ Minna Lilienthal hat später den belgischen Baron Nothomb und danach einen Herrn Burdo geheiratet. Sie lebt noch in Berlin. Lassalles Briefe an sie, in die der Herausgeber nur flüchtige Blicke tun konnte, sind vor kurzem nach Japan verkauft worden.

XII.

Für die Gräfin bedeutete Lassalles Tod einen vernichtenden Schlag. Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß der soviel Jüngere vor ihr hinweggehen könnte. Vielleicht ließ sich ihr ganzer Lebensweg als ein Fliehen vor der Vereinsamung begreifen; nun stand dieses Gespenst vor ihr, dem sie immer hatte entgehen wollen. An Lassalles Leiche erwachte ihr jetzt alles, was er für sie getan hatte, zu gewaltiger Lebendigkeit: die langen Jahre, die er ihr hingeopfert, alle die großen und kleinen Dienste, die der stets Hilfsbereite ihr ständig geleistet, die Atmosphäre von zärtlicher Liebe, mit der er sie umgeben, das tiefe Verständnis, das er für sie besaß und betätigte, der ganze Reichtum seines großen Geistes, an dem er sie stets so bereitwillig hatte teilnehmen lassen. Die Leidenschaftlichkeit, die in ihrer Seele verborgen lag, erlebte jetzt ihren elementaren Ausbruch. Alles, was sie für den Verstorbenen empfand, wandelte sich in einen Schrei nach Rache an seinem Mörder, und der Schmerz um den Lebensgefährten äußerte sich bei ihr in einer grandiosen Pietät, die blindlings alles kanonisierte, was jener bei Lebzeiten gefordert und angeordnet hatte. Ein halbes Jahr nach dem Ereignis schrieb die Gräfin der Mutter Lassalles:¹⁾ „Ich habe in Ferdinand Lassalles kalte Hand einen feierlichen Eid geschworen und habe diesen Eid jedesmal an seinem Grabe wiederholt, daß ich ihn an seinen Mördern rächen will, sein Andenken gegen seine Feinde verteidigen und sein Werk mit jedem Opfer erhalten will. Ich werde diesen Eid halten, solange ich lebe. Aber ich muß mich damit eilen, denn ich habe nicht mehr lange zu leben, ich habe zuviel in meinem Leben gelitten, und dieser letzte Schlag hat mich tödlich getroffen . . . Ferdinand war mein Stolz, und mein Ruhm war seine Freundschaft für mich, sein Vertrauen zu mir; jetzt kann ich nur noch den einen Wunsch nach dem Ruhm haben, daß neben seinem großen Namen der meinige einen bescheidenen Platz behalte als den seines besten und einzigen Freundes, wie er selbst mich so oft in seinen Briefen genannt hat . . . So wenig wie ich mich durch meine Familie und die Versprechungen, die sie mir machte, habe bewegen lassen, den lebenden Lassalle zu verlassen, ebensowenig tue ich es jetzt, wo er tot ist. Ich will nichts mehr als das Bewußtsein, daß, wenn es ein Wiedersehen nach dem Tode gibt, ich Ferdinand sagen kann, daß ich meine Pflicht gegen ihn ganz erfüllt habe und sein Vertrauen gerechtfertigt habe.“

An anderer Stelle soll ausführlich dargestellt werden, wie energische Schritte Sophie von Hatzfeldt damals bei dem preußischen Minister-

¹⁾ Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester, herausgegeben von Eduard Bernstein, Berlin 1905, S. 171.

präsidenten tat, um mit seiner Unterstützung zu erreichen, daß Janko von Rakowitz von Bayern, wo er sich zeitweilig aufhielt, an die Genfer Regierung ausgeliefert würde, wie entgegenkommend Bismarck sich dabei erwies, warum es der Gräfin aber dennoch nicht gelang, Lassalles Mörder zur Verantwortung zu ziehen. Auch die Enttäuschungen, die sie erfuhr, als sie sich nun selbst in die junge deutsche Arbeiterbewegung hineinstürzte, mit der sie doch nur die Liebe zu dem Toten verband, braucht diese Skizze, die ihren Briefwechsel mit Lassalle einleiten sollte, nicht näher zu schildern. Je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkt entfernte, um so vollständiger streifte die Sozialdemokratie den Sektencharakter ab, der ihren ersten Jugendjahren angehaftet hatte. Das Herz der treuen Gräfin aber verstand sich nur auf einen orthodoxen Lassallekultus.¹⁾ So zerrissen mit dem Siege der Marxschen Richtung über die Lassalleanische die Fäden, die die alleinstehende alte Frau mit der Partei verbanden, die ihr großer Freund einst zum Leben erweckt hatte. Der Tod erreichte Sophie von Hatzfeldt erst am 25. Januar 1881. Man setzte sie bei auf dem Friedhof des Dorfes Frauenstein bei Wiesbaden am Fuße des Sommerberges, der ihrem Sohne gehörte und der auch den Nachlaß des Freundes barg, mit dessen Inhalt sie am liebsten noch bei ihren Lebzeiten die Welt bekannt gemacht hätte. Die Marmorplatte, die ihr Grab deckt, zeigt die edel geschnittenen Züge einer schönen Greisin.

¹⁾ Für die politische Betätigung der Gräfin nach Lassalles Tode vgl. Gustav Mayer, Johann Baptist von Schweitzer und die Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Jena 1909.